



Berlin, den 9. April 1904.

Israels.

Berlin C. 2, Spandauerstraße 28. Die preussische Königstadt. Früher, als Schlüters Alte Post noch nicht barbarischer Neubaugier geopfert war, konnte der Wanderer, der von der Kurfürstenbrücke bis zu Gontards Alexanderkolonnaden schritt, ahnen, wie das Berlin der Fritz und Friedrich Wilhelm aussah. Das ist vorbei. Wie der Possenparvenu, scheint diese Stadt sich ihres Ursprunges zu schämen; eifrig läßt sie jede Spur verscharren, die in bescheidene Tage ärmlicher Kindheit zurückweist. Schlüters Kurfürsten, dessen bronzene Wucht die Puppenalleeegemeinde so unzeitgemäß daran mahnt, daß auf mähtischem Sand einst eine Plastik wuchs, muß man wohl stehen lassen; trotzdem irgend ein Brütt oder Uphues ihn natürlich viel besser machen würde. Wo aber nicht die Patina des Weltruhmes die Fäuste schreckt, heißt die Lösung: Weg mit dem alten Zimmel! Schöne Eintracht verbündet Staat und Stadt zu solchem Bemühen. Die ehrenwerthe Kommunalverwaltung, deren führende Geister den an der Bärenkette zu höflicher Behendheit gezähmten Demokraten Robert Zille, den unfähigsten, komischsten aller Oberbürgermeister, in Stein verewigt sehen wollen, lehnt einen jährlichen Beitrag von fünfhundert Mark zur Anstellung eines Konservators der Baudenkmale ab. Und der Staat juckt sich an, Knobelsdorffs Opernhaus, eine der feinsten Schöpfungen frühlicher Zeit, niederzureißen, um, wahrscheinlich von einer in Wiesbaden bewährten Krast, auf der entweihten Stätte einen Gräueltempel San't Prozens errichten zu lassen. Auch in der Königstadt ist also

nicht mehr viel Altes zu schauen. Neue Geschäftshäuser, die manchmal, wenn sie von Weitem wenigstens an Messels persönliche Stilkraft, nicht an Sehring, Kaiser & Großheim, an stadtbauräthliche Renaissancestümperei erinnern, das Auge nicht mit unorganischem, sinnlosen Stückgeflunker ärgern. Noch vor ein paar Jahren stand in der Spandauerstraße, dicht an Wäsemanns Rathhaus, das nie schön war, nach fünfunddreißigjährigem Leben aber etrüglich ist, eins von den grauen, redlichen Häusern, die der Neuberliner als alte Kasten verhöhnt. Nummer 28. Die greisende Stirn trug nur die Inschrift: N. Israel. Ob sich hinter dem N. ein Nathan oder ein Naphthalibarg, wußten Wenige; doch Alle, daß in diesem Hause zu angemessenem Preis gute Waare zu kaufen war. Leinen, Wolle und Baumwolle. Für den Handel, was, nebenan in der Klosterstraße, die Gebrüder Simon für die Fabrikation waren. Rudolf Hergog selbst konnte, mit all seiner Kaufmannskunst und Solidität, die Firma nicht schlagen; außerdem verschuchte sein öffentlich ausgestellter Antisemitismus einen wichtigen Theil der Kundschaft. Doch auch Christen gingen zu Israel, priesen Israels Namen. Da kam die Aera Wertheim. Gefahr im Verzug. Sollte der Strom nicht aus dem Centrum westwärts gelenkt werden, dann mußte man ihm ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Bett mauern. Das geschah. Erweiterung, Durchbruch nach der Königsstraße, neun Hausnummern, berlinisch monumental, Waarenhausstil. Nicht nur Leinen, Wolle und Baumwolle: ungefähr Alles zu haben, was ein Europäerherz begehrt. Ostern wurden billige Gartenmöbel annoncirt.

Die Waaren sind gewiß noch immer gut. Aber nicht nur Fassade und Umfang sind verändert. Früher leitete ein Wille das Geschäft. Als Greis noch — sein Bruder hatte sich mit einem großen Vermögen zurückgezogen — stand der Chef von früh bis spät nah bei der Ladenthür, empfing die Kommenden und fragte die Gehenden, ob sie nach Wunsch bedient worden seien. Ein frommer, sparsamer Herr, der sich keine Droschke gönnte und oft auf dem Omnibusverdeck gesehen ward; dabei sehr wohlthätig und ein Jude nach Lessings Herzen, einer, der ganz nur Jude scheinen wollte. Jetzt herrschen seine Söhne; regnant, sed non gubernant. Auch sie schließen an jedem jüdischen Feiertag das Geschäft; und sind doch von anderem Schlag als die Väter. Der Sohn des jüngeren Bruders — der, seit er in die Hand des türkischen Räubers gefallen war, in der Judenheit Athanas Israel hieß — nennt sich Israel-Schulzendorf, ist Rittergutbesitzer und gehört, ohne agrarische Begehrlichkeit, zu den Granden des Kreises Teltow. Der erstgeborene Sohn des Seniors, der bis zum letzten Wank rastlos die Pfennige zu Thalern häufte, interessiert sich

für die deutsche Flotte, läßt auf seine Kosten Knaben in einer Jugendwehre für den Matrosendienst drillen — Hej! Hej! Hurrah! könnte G. af Pückler hier rufen — und ist, wie sich gebührt, Kommerzienrath geworden. Beide Chefs sind steinreich und leben auf großem Fuß; der Eine nach englischem, der Andere nach berlinischem Stil. Wenn man im Grunewald fragt, wem das Luxusfuhrwerk gehöre, das einem von der nursery-governess behüteten Kinderpaar folgt, bekommt man von den Kolonisten aus der Finanzsphäre die Antwort: Israel. Also auf der Höhe moderner Kultur. Leider scheint auch das Verhältniß zwischen Inhabern und Angestellten sich geändert zu haben. Früher wars patriarchalisch; der alte Israel kannte jeden Winkel und jeden Waarentrest in seinem Reich, kümmernte sich um Alles und zählte seine Verkäufer beinahe mit zur Familie. Die Herren von heute wissen nicht einmal, wie es an ihren Kassen zugeht, und scheuen sich nicht, zwei Männer, deren Vormund ihr Vater war und die vierzig Jahre lang für die Firma R. Israel gearbeitet haben, auf vagen Verdacht um Freiheit und Ehre zu bringen.

Das ist den Herren Julius und Berthold Besas geschehen. Julius war siebenunddierzig, Berthold achtunddreißig Jahre lang im Hause Israel thätig. Mündel und Lieblinge des alten Herrn. Eine Tages werden sie, im Oktober 1902, der Unterschlagung beschuldigt. Kassenzettel und Eintragungen sollen fehlen. Verhör im Privatkontor der Chefs. Herr Julius Besas, der fast ein Halbjahrhundert der Detailkasse vorstand, sagt: Ihr Vater selbst hat ja angeordnet, daß wir Beträge bis zu vierzig Pfennigen nicht ins Kassensbuch eintragen sollen; „im Interesse schnellerer Abfertigung der Kunden“. Zettel, die auf solche Beträge lauteten, haben, nach altem Brauch, fast alle Kassirer Ihrer Firma vernichtet. Er bittet, ihm zum Entlastungsbeweis Zeit zu lassen. Vergebens. Herr Kommerzienrath Hermann R. Israel behandelt die Brüder wie überführte Verbrecher und fordert auf der Stelle brüsk ein rückhaltloses Geständniß; sie sollen schriftlich erklären, wie viel sie unterschlagen haben und auf welche Weise sie Ersatz schaffen werden: sonst wird die Sache sofort der Kriminalpolizei übergeben. Die Bestürzten weigern diese Erklärung und behaupten ihre Unschuld; sie werden weggelassen und dem Portier wird befohlen, ihnen und ihren Verwandten die Schwelle zu sperren. Gleich danach sickert die Nachricht durch, bei Israel seien große Unterschlagungen entdeckt worden. Die Brüder Besas hätten im Lauf von Jahrzehnten Millionen defraudirt. Doch die Inhaber der Firma seien zu vornehm, zu menschlich, um alte Hausbeamte der Staatsanwaltschaft anzuzeigen. Als die Beschuldigten dennoch verhaftet werden, meldet die Presse, die Strafan-

zeige sei nicht von Israels ausgegangen. Das ist richtig; ein der Firma wohlbekannter Reporter hatte die Anzeige eingereicht. Cui bono? Herr Kommerzienrath Hermann R. Israel hatte mit der Anzeige gedroht; und wider seinen Willen wäre sie sicher nicht erfolgt. Schon gelten die Brüder Besas als ertrappte Gauner; so schildert sie ein berliner Rabbi in der Synagoge: als eine Schande in Israel. Sie sitzen im Untersuchungsgefängniß und können die Arme nicht rühren. Nach neun Monaten werden sie von der Anklage der Unterschlagung freigesprochen. Durch das Erkenntniß der zweiten Strafkammer des Landgerichtes I wird festgestellt: daß die Angeeschuldigten ihr Vermögen ehrlich erworben haben; daß der Kassirer Julius Besas sehr oft, im letzten Jahr allein etwa dreißigmal, an die Hauptkasse höhere Beträge abgeliefert hat, als sein Kassensbuch ergab, also nicht die Absicht gehabt haben kann, sich auf verbotenen Wegen zu bereichern; daß der selbe Angeklagte bei der Firma R. Israel ein Guthaben von 75 000 Mark hatte (ein Defraudant hätte solche Summe gewiß nicht in den Händen der Betroffenen gelassen) und daß die Unregelmäßigkeiten nicht durch Personen, sondern durch Mängel der Kassenorganisation bewirkt worden waren. Das Alles wäre auch ohne gerichtliche Intervention leicht festzustellen gewesen. Aber Israels wollten nicht hören. Ueber die Hauptverhandlung wurde in der Presse nicht allzu ausführlich berichtet. Da und dort hieß es sogar, Israels hätten, aus Mitleid, durch ihr Verhalten in foro selbst die Freisprechung herbeigeführt. Und da Herr Julius Besas — von gutgläubig irrenden Richtern — wegen Vernichtung von Kassenzetteln zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilt worden war, blieb der Verdacht an den Brüdern hängen. Sie hatten ihre Stellung verloren, Monate lang im Gefängniß gefessen und waren nun, trotz dem Freispruch, noch immer anrüchig. Niemand entschädigte sie. Niemand bemühte sich, ihnen den Ruf sauberen Handelns zurückzugewinnen. Auch Israels nicht. Als ihnen das Beispiel des Grafen Hektor Kwilecki vorgehalten wurde, der, ehe noch die Jury sprach, seinen Verwandten alle Beschuldigung abbat, sagte der Kommerzienrath: „Ja, dieser Herr hatte auch kein Detailgeschäft!“ Die Firma durfte nicht kompromittirt, die Unzulänglichkeit ihrer Organisation nicht enthüllt werden. Lieber sollen zwei alte Hausbeamte bis ans Lebensende verrufen bleiben.

Die über Bord Gestofenen wollten ihr Schicksal nicht ruhig hinnehmen. Drei Vierteljahre lang versuchten sie, was irgend zu versuchen war; baten, bestürmten die Herren Israel um eine Ehrenerklärung. Nichts zu machen. Dann versandten sie einen gedruckten „Offenen Brief“ an ihre früheren Chefs; schickten ihn auch an mich. Was darin erzählt wird — als

Adresse der Brüder Besas ist Berlin NW. 23 angegeben —, sollte gelesen werden. Es klingt glaubwürdig; und wäre auch nur eine wichtige Beschuldigung erweislich unwahr: Israel's würden nicht säumen, ihr Mäthken an den Verleumdern zu fühlen. Ist aber wahr, dann dürfte kein sozial Empfindender, kein Gerechter mit Leuten, die solchen Handelns fähig sind, länger verkehren. Wer einen Arbeiter nach vierzigjähriger Dienstzeit auf unbestimmten Verdacht hin ins Gefängniß schleppen läßt, ist kein gütiger Mensch. Wer diesem grundlos verdächtigten Arbeiter, wenn der Thatbestand aufgestellt ist, eine reichliche Entschädigung und die bündigste Ehrenerklärung weigert, wird nach Gebühr mit gesellschaftlicher Achtung bestraft. Selbst wenn er Millionen besitzt, Jugendwehren bezahlt, auf hohen Wunsch auch Christenkirchen beschenkt und seine Kinder wie Fürstensprossen aufwachsen läßt.

Außer den mächtigen Herren Israel und den ohnmächtigen Brüdern Besas ist noch Jemand an dem Fall interessiert; eine Großmacht: die Presse. Die aus der Spandauerstraße Verbannten erzählen in ihrem Offenen Brief, alle Versuche, Berichtigungen, aufklärende Notizen in die berliner Presse zu bringen, seien gescheitert. „Man wi:ß uns mit der lakonischen Erklärung ab, daß in dieser Angelegenheit nichts ohne die ausdrückliche Zustimmung der Firma R. Israel gebracht werden könne. Wir mußten die betäubende Erfahrung machen, daß über den Kommandirenden Generalen der Presse noch eine Großmacht steht: der annoncirende Waarenhausbesitzer, dessen Reklamen die Redaktionssassen füllen.“ Das ist die schwerste Beschuldigung, die sich erdenken läßt. Ist die Presse denn nicht mehr der Schutz des Schwachen, die starke Wehr gegen alle tyrannische Willkür? Darf ein d. m. Hause Mossis verschwägerter, halbe und ganze Zeitungseiten mit Inseraten füllender Großhändler sich Alles erlauben, ohne ein Aufklackern holzp. pieren Zornes fürchten zu müssen? Woran sollen wir dann noch glauben? Am Ende gar, daß Vassalle, Israel's entarteter Sohn, wahr sprach, als er, ungefähr um die Zeit, wo Herr Julius Besas Kassirer wurde, rief: „Das Verderben der Presse ist mit Nothwendigkeit daraus hervorgegangen, daß sie, unter dem Vorwand, geistige Interessen zu verfechten, durch das Annoncenwesen zu einer Geldspekulation wurde?“ Unmöglich. Sonst müßten wir schließlich noch glauben, was der schlimme Mann weiter schrieb: „Einst war die Presse mit reichlicher Vorkämpfer für die geistigen Interessen in Politik, Kunst und Wissenschaft; sie stritt für Ideen und suchte zu diesen Ideen die große Masse emporzubringen. Allmählich aber begann die Gewohnheit der bezahlten Anzeigen, der Inscrute, die lange gar keinen, dann einen sehr beschränkten Raum auf der letzten Seite der Zei-

tungen gefunden hatten, eine tiefe Umwandlung in deren Wesen hervorzubringen. Es zeigte sich, daß diese Annoncen ein sehr ergiebiges Mittel seien, um geschwind Reichthümer zusammenzuschlagen, um immense jährliche Revenuen aus den Zeitungen zu schöpfen. Aber um viele Anzeigen zu erhalten, handelte es sich zunächst darum, möglich viele Abonnenten zu bekommen; denn die Anzeigen strömen natürlich in Fälle nur solchen Blättern zu, die sich eines großen Abonnentenkreises erfreuen. Von dieser Stunde an handelte es sich also nicht mehr darum, für eine große Idee zu streiten und zu ihr langsam das große Publikum hinaufzuheben, sondern, umgekehrt, darum, solchen Meinungen zu huldigen, die, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, der größten Anzahl von Zeitung-Käufern genehm sind. Von dieser Stunde an wurden also die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheines, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, zu schändlichen Augenbüchern der Geld besitzenden und also abonnirenden Bourgeoisie und ihres Geschmacks; nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäft wie andere auch, sondern zu einem viel schlimmeren, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäft, das unter dem Schein des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird.“ Ganz unmöglich; so kanns nicht sein. Merkwürdig ist aber, daß in all den Zeitungen, die ich zu Gesicht bekomme, über den im März versandten Offenen Brief, der immerhin als so'ale Sensation verwerthet werden konnte, bis heute kein Sterbenswörtchen gesagt worden ist. Und in allen waren Ostern auf einer halben Seite billige Gartenmöbel annoncirt. Israel und die Presse... Wenn vom Staatsanwalt ein Unschuldiger angeklagt wird, giebt's ein Geschrei. Wenn Millionäre, Großinserenten zwei alte Diener gemeinen Verbrechens zeihen und ihnen die höflich erbetene Genugthuung versagen, bleibt Alles still. Das geht nicht, liebe Herren. Ihr müßt Israel's zu reuiger Abbitte oder zu dem Nachweis zwingen, daß die Brüder Begas, trotz der Freisprechung, unreinliche Leute sind. Ihr müßt humanes und soziales Gefühl posiren; müßt zeigen, wie echt der Brustton war, mit dem Herr Rudolf Mosse neulich vor Gericht erklärte, ein Inseratenauftrag könne niemals bestimmend auf die Haltung seines Blattes einwirken. Sonst ließt schließlich auch das blöde Durchschnittsauge von diesem winzigen Kulturbildchen die schlimme Wahrheit ab, daß Ihr in hehrer Wallung zwar gegen Jesuiten und Marianer wüthet, sonst aber aufs Haar den Abblatkrämern gleicht, denen die Kundenschaft Gunst oder Ungunst zu festen Preisen ablaufen kann.



Archaische Kulturen.*)

Von eines großen Meisters Hand giebt es ein eindruckreiches Blatt, das dem Gedanken des Königthumes zum Sinnbild werden könnte. Es schildert den König, nicht einen König. In irgend einem steilen Brunk des Orients sitzt der Herr auf seinem Königsstuhl, starrend von Pracht und Edelsteinen. Drei seiner höchsten Diener nahen sich ihm. Der Eine neigt sich tief vor dem Herrscher, der Zweite beugt das Knie, der Dritte wirft sich in den Staub und berührt mit der Stirn den Boden. Alles athmet herrischen Stolz dort, demüthige Unterwürfigkeit da. Hier ist nicht ein zufälliger Träger, hier ist die Staatsform an sich zum Reden gebracht: ihr Sinn selbst ist es, der zu uns spricht.

Man mag gegen die Thatsache abgestumpft sein, wie man gegen mehr als eine der wichtigsten Thatsachen der Weltgeschichte abgestumpft ist, man mag es auch nicht wahrhaben wollen: mit dem Königthum ist etwas Ungeheures in die Welt gekommen. Es geschaffen zu haben, ist eine Kyklopen-That. Sie darf nicht nur im Gesichtswinkel der Verfassungsgeschichte gesehen werden, wovon die Nichtsalsstaatsgeschichtschreiber nicht loskommen können: sie ist eine, sie ist vielleicht die wichtigste Stufe im Zuge der Geschichte des Handelns, der Gesellschaft, mehr noch: der Persönlichkeit. Der Tag, an dem zuerst ein ganzes Volk dem Einen an seiner Spitze demüthig huldigte, hat die Stärkeliöglichkeiten, die Entwicklungsmöglichkeiten in der Seele, im Willen des Menschen ins Ungemessene gesteigert. Gewiß, die Kosten waren nicht gering: damit der Einzige Großes gewann, mußten Tausende eben so viel, vielleicht viel mehr verlieren: nicht an schmählichem Reichtum und Besitz, sondern an dem viel höheren Gute der Jähstärke, der Selbstherrlichkeit, der machtvollen, in sich ruhenden Kraft des Einzelnen, die die Urzeit so hoch gehalten oder doch nur wenig gemindert hatte. Aber wer wollte heute um dieser Gewinnst- und Verlust Rechnung willen den nie getrübbten Fortbestand der alten Gemeinfreiheit, die ewige Unterdrückung aller Königsgedanken wünschen? Jrgend ein bestehendes Herrschergeschlecht, ein Staatswesen von heute haben

*) Zu dem Aufsatz „Formen der Weltgeschichtschreibung“, der den hier vorgelegten Abhandlungen (vergl. auch das Heft vom 30. Januar) als Einleitung voranging, schiebt mir Herr Dr. Hans Helmolt die Bemerkung, daß er den Plan der von ihm herausgegebenen Sammlung von Einzeldarstellungen zur Weltgeschichte ganz unabhängig von Nagel gefaßt habe. Der Aufforderung, diesen Sachverhalt richtig zu stellen, komme ich um so lieber nach, als dadurch die beschämend große Reihe der grundsätzlichen Richtungswechsel, die die Geschichtsforschung erst auf Anstoß von außen unternommen hat, wenigstens um eine vermindert wird.

für den Forscher mit solchen Erwägungen nichts zu schaffen. Allein selbst der eifrigste Anhänger der Volksherrschaft müßte, dünkt mich, Dank dafür empfinden, daß je Könige in die Welt gekommen sind: dem Menschen selbst, jedem Starken wenigstens von heute und immerdar ist dadurch ein Kräftezuwachs geworden, den ihm ohne diese Durchgangsentwicklung der menschlichen Seele nachträglich keine Macht der Erde verschaffen könnte.

Wie immer es darum stehen mag: der Zwangslauf des Verbeganges der Ges.tschaft hat jedenfalls alle höher aufwärts gelangten Völker über diese Stufe des Alterthumsstades, der ersten Königsherrschaft geführt. Ihre eigentlichen Merkmale sind nicht zu verkennen: äußere Ausdehnung des Staatsgebietes, über die alte Zwergform eines Geschlechts-, Dorf-, Völkerschaft- oder allenfalls Stammkönigthumes fort, oft bis zu dem riesenhaften Ausmaß weiter Reiche; und zweitens außerordentlicher Machtzuwachs des Staatsleiters auch den eigenen Volksgenossen gegenüber. Dennoch fehlt es weder an breiten Grenzstreifen unsicheren Ueberganges zwischen Urzeit- und Alterthumsstufe noch innerhalb dieser selbst an zahlreichen Graden. Vor- und Keimformen finden sich namentlich in Afrika, aber auch unter amerikanischen Naturvölkern, vielleicht auch bei Polynesiern, bei diesen freilich dann durch ihr Zurückliegen bis in eine Jahrhunderte alte Vergangenheit einigermaßen verhäßt und fragwürdig. Als 1606 die englische Siedelung Virginia begründet wurde, bestand dort das erst eben mit Gewalt und List zusammengebrachte Reich Powhatans. Ursprünglich Oberhäuptling von acht kleinen Völkerschaften oder Theilvölkerschaften, hatte er sich allmählich dreißig unterworfen; in seinem Reich galt sein Wille als Ges.ß; er hatte einen Harem von hundert Weibern, hielt sich eine Leibwache, verurtheilte als Richter die von ihm für schuldig Befundenen unter seinen Untertanen zu grausamen Leibesverstümmelungen, kurz, verhielt sich in Allem und Jedem wie ein afrikanischer Selbstherrscher.

In Afrika finden sich ganz kleine Königthümer von ausschweifender Unumschränktheit, aber sie steigen in vielstufiger Stufenleiter zu Reichen von großem Umfang auf. Viele von ihnen sind Augenblicksschöpfungen kühner Eroberer — Afrika ist das klassische Land kleiner Napoleone —, einige aber haben es zu festem Bestand und Jahrhunderte langer Dauer gebracht. Die heute wieder frei gewordenen Aschanti Westafrikas hatten einst ein Königthum, das in der Beherrschung unterworfenen Völkerschaften Einrichtungen ausgebildet hatte, die durchaus an die entsprechenden des perischen Großkönigs erinnern. Dahomey war Jahrhunderte lang das mächtigste Königreich von Westafrika. Zu viel größerem Umfang und viel höherer Gliederung ist im nördlichen Südafrika das Reich der Barotse emporgewachsen. Sein Beherrscher gebietet über achtzehn größere, dreiundachtzig kleinere Völkerschaften. Ihn umgiebt ein mannichfach abgestufter Hof- und Beamtenstaat. Die Verwaltung

wird von einem engeren, einem weiteren Rath ausgeübt. Dies Königthum, das übrigens mit sehr niedrigen Mitteln, mit Spionenthum und henkenmäßiger Grausamkeit sich aufrecht erhält, hat sich doch die Bewältigung so anspruchsvoller Aufgaben wie einer vollkommenen Verstaatlichung des Handels zugetraut. Zu noch größerer Macht und Entwicklung gedieh das nördlich von den Barotse gelegene Lunda-Reich, dessen Vorhandensein bis mindestens in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts durch Europäernachrichten verbürgt ist. Hier ist bei höherer Besitzung der Grundbesitz halb unabhängiger, halb beamtenmäßiger Stellung der unterworfenen Häuptlinge noch feiner ausgebildet und die Uebermacht des Königthumes ist nicht so weit gediehen, daß es nicht noch auf den Beirath der Volksversammlung Rücksicht nähme. Das ostafrikanische Reich der Waganda zeigt noch eine andere Form des Ueberganges zu reiner Selbstherrschaft: hier haben die unterworfenen Häuptlinge, die aber immerhin schon ganz beamtenmäßig in zwei Stufen geordnet sind, einen großen Antheil an der Reichsregierung; sie bilden gemeinsam mit dem Kanzler und einigen Hofwürdenträgern des Königs den Großen Rath des Reiches.

Das Königthum der Waganda ruht, wie etwa das der Karlinger, auf der Wehrhaftigkeit des ganzen Volkes, in dem jeder Mann Krieger ist. Die Höhe dessen, was Regern in dieser Richtung zu erreichen gegeben war, haben die Kaffern, unter ihnen vornehmlich einer ihrer Theilstämme erreicht: die Sulu. Sie haben ihre Dörfer zu Truppenübungsplätzen und Standquartieren, ihr Leben zu einem kaum unterbrochenen Kriegerdasein gemacht. Ihr Heerwesen ist an Feinheit der Gliederung, Zweckmäßigkeit der Einrichtungen weit über den Zustand des karlingischen Frankreichs hinausgewachsen. Eine Art Staatssozialismus, wie er, auf den Höhen der Alterthumsstaatsentwicklung, in Alt-Peru und China anzutreffen ist, tritt ebenfalls bei ihnen zu Tage: nicht nur, wie bei den Barotse, der Handel, sondern auch das Eigenthum am Grund und Boden ist verstaatlicht. Der einzelne Sulu hat nur Rechte am Boden und selbst die Rinderherden, die den größten Reichthum des Landes ausmachen, unterliegen der Aufsicht des Königthumes, da ihr Fleisch die Nahrung, ihr Fell die Schilde für das ungeheuer große stehende Heer liefert. Ein in zwei Stufen gegliedertes Heerführer- und Beamtenthum frönt das Gebäude; die Allgewalt des Königs ist durch das Doppelhausmeierthum zweier obersten Staats- und Heerführer eingeschränkt.

Zimmer höher hebt sich der Bau: nicht regelmäßig, nicht so abgepaßt, daß nicht eine im Ganzen tiefer stehende Entwicklung in einem besonders begünstigten Stück höher wäre als die nächstübergeordneten Stiege, und doch sehr wohl abzustufen. Zwei Leistungen des Alterthumsstaates treten schon bei diesen Reimformen hervor: die Fähigkeit, unterworfenen Völkerschaften in geordneter Abhängigkeit zu erhalten — also der Anfang aller Verwaltung —, und

zweitens, doch eng hiermit verbunden, die Schöpfung und Gliederung eines Heer- und Staatsbeamtenthumes. Nicht im Afrika der Neger, aber in der malaisischen Randniederung des schwarzen Erdtheiles, im Howa-Staat auf Madagaskar, tritt ein noch höheres Erzeugniß der Staatsbildung der Alterthums-Königsherrschaft hervor: die Entstehung eines Adels. Der Geschlechterstaat scheint sehr selten auch einen Adel ausgebildet zu haben: er mag aus dem Emporkommen einzelner Geschlechter über die anderen hinaus entstanden sein oder aus der natürlichen Vorzugstellung, die die Sonderfamilien, aus denen die Häuptlinge eines Geschlechtes erblich oder halb erblich hervorgingen, innerhalb dieses ihres Geschlechtes errangen. Aber viel ausgeprägtere Formen hat der Alterthumsstaat geschaffen: eine von ihnen, der Hochadel, ist nicht eigentlich ein Erzeugniß der Klassen-, sondern der Staatsbildung. Er besteht aus den von dem neuen Königthum unterworfenen Häuptlingen, die man doch in ihrer Stellung beläßt und nur auf eine mehr oder weniger zweckmäßige und erfolgreiche Art in beständigem Gehoriam zu halten weiß. Dieser mediatisirte Fürstenstand, der halb hoher Adel, halb hohes Beamtenthum wird, scheint eine fast beständige Begleiterscheinung des Alterthumsstaates zu sein: er ist die innere Folge seines eben so gewohnheitmäßigen äußeren Eroberns. Denkwürdiger und im Grunde folgenreicher ist die eigentlich klassengeschichtliche Errungenschaft der neuen Königsherrschaft, die Schöpfung eines Dienstadels, also des ersten wirklichen Adels.

Auch für sie reichen erste Keimerscheinungen in weit niedrigere Bildungen der Alterthumsstufen zurück. In einigen der festländischen Karibensämme des nördlichen Südamerika hat das noch ganz rohe Königthum einen Kriegerdienstadel in drei Stufen gebildet. In Venezuela führen die beiden höchsten ein Tigerfell und ein Halsband aus Menschenknochen als Ehrenabzeichen. Zu einer durchgeführten Gliederung aber ist der Howa Staat vorgegangen: auch er kennt zunächst einen Hochadel, der freilich großen Theils zu sprichwörtlicher Armuth herabgesunken ist: er besteht aus den Nachkommen der früheren Häuptlinge. Daneben aber besteht, von Kadama dem Ersten geschaffen, ein wirklicher kriegerischer Dienst- und Verdienstadel; und damit die Ähnlichkeit mit fränkisch-saxlingischen Zuständen voll werde, hebt sich aus dem Stande der Gemeinfreien auch noch ein besonderer, etwas höherer der Kriegsdienstpflichtigen hervor. Die Verfassung des Staates vereint, wie in den vornehmsten Königreichen des Afrika des Neger, ein starkes Maß von Eigenwirtschaft des Staates mit Hoheitsrechten: alle Minerale, alles Nutzholz des Waldes, alle Erzeugnisse des Feldes, die nicht mit Hacke und Spaten gewonnen sind, gehören dem König; er wird als Eigentümer des Bodens angesehen. Das Königthum, dem Namen nach Selbstherrschaft, ist unter schwachen Inhabern durch Adel und Volksversammlung stark eingeschränkt.

Alle diese Fälle von Alterthumskönigthum möchte man zunächst nur den Keim- und Vorstufen zuzählen: doch ragen die entwickeltsten von ihnen so gänzlich in Karlingerhöhe, also in die Alterthumsstufe der Germanen hinein, daß nirgends die Grenzen zu ziehen sind. Die Reiche des malaiischen Archipels von Südostasien, die mongolisch malaiischen Königreiche von Hinterindien, von denen Siam bis ins dreizehnte, Burma bis ins zwölfte Jahrhundert, Anam in das zehnte, Tongking in das dritte, die verschollenen Reiche von Kambodscha, Lao und Tschampa bis in das dritte Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung zurückreichen, die gewaltigen Heerkönigthümer der östlichen und westlichen Hunnen und der mongolischen Khane und Horden, die von 700 vor, von 350 und von 1175 nach Beginn unserer Zeitrechnung in drei furchtbaren Wellen China, Europa und ganz Asien überschwemmt haben: sie alle zeigen wilde rohe oder doch nur halbgeordnete Formen des Alterthums-Königstaats. Nur einige der hinterindischen Reiche reichen an Staats- und Standesgliederung höher, so Anam mit einem von 1545 ab herrschenden Hausmeiergeschlecht, so Kambodscha mit seiner stufenreichen Klassentheilung. Wenn die Türken höher gestiegen sind und einen vielfach abgestuften Behördenbau zur Verwaltung ihres weiten Reiches ausgebildet haben, so mögen sie dabei doch durch byzantinische und arabische Muster gefördert worden sein.

Kommt es auf den Grad der Entwicklung an, so darf man die Schlußglieder in der Reihe mongolischer Alterthumsstaaten, China und Japan, nicht unter, sondern über die alten Reiche des vorderasiatisch-westafrikanischen Völkerkreises stellen. Die babylonisch-assyrische Geschichte erlaubt sogar die Entstehung des eigentlichen Großstaates aus dem Zusammenschluß mehrerer kleinerer zu verfolgen. Die Patesi, die Theilfürsten, die später als abhängig von den Königen der größeren Reiche von Agade, von Ur, von Akkad und Sumer auftreten, scheinen ursprünglich unabhängig gewesen zu sein. Von dem noch größeren gesamt-babylonischen Reich, das später entsteht, ist in Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung wenig genug bekannt: der Grundzug mächtiger Königsherrschaft schimmert doch durch allen Nebel der Zeiten. Noch stärker ist er der assyrischen Geschichte aufgeprägt, die die babylonische nach über achtzehnhundertjährigem Bestehen ablöst. So abhängig sie von Anfang an von dem geistigen Besitz des weit früher gereiften Babylonier-volkes war, so hat sie doch, wie es scheint, von dem Vorkultur der Sumerer ein großes Erbe angetreten hatte: staatlich ist sie höher gestiegen als Babylon.

Der assyrische Staat ist, vielleicht als erster in der Geschichte des Erdballs, erobernd aufgetreten, insofern er nicht, was vorher den Egyptern schon einige Male gelungen war, nur niederzuwerfen, sondern festzuhalten verstand. Er breitete sich weithin in Vorderasien aus, hat Mesopotamien, Syrien

Kanaan und lange Zeit hindurch Babylonien in Unterwerfung gehalten und hat zum ersten Mal die ungeheure Leistung vollbracht, einen alten Kulturstaat, wie Egypten, wenn auch nur auf wenige Jahrzehnte, zu unterjochen; nicht mit den Mitteln barbarischer Urzeitkraft — Das wäre nicht das erste Mal gewesen angesichts der Ueberschwemmungen Babylonien's und Egypten's durch immer neue Völkerwellen —, sondern mit den Waffen eines ebenbürtigen Kampfes, Alterthums- gegen Alterthumsstaat, Kultur- gegen Kulturstaat. Er hat dafür zwei verschiedene Formen der Beherrschung gefunden: erstens die der lockeren Oberhoheit, die den besiegten Fürsten und Königen ihre Stellung und fast das volle Maß eigener Verwaltung ließ und ihnen nur Tributzahlung und Herrfolge auferlegte. Es ist die ursprüngliche, tausendfach in allen Welttheilen wiederkehrende, die, die in späteren Jahrhunderten von allen mongolischen Eroberer-völkern angewandt ist und über die selbst die Staatskünstler der gelben Rasse, die Türken, Jahrhunderte lang nicht hinausgegangen sind, von den Hunnen und den Mongolen der Khane und Horden ganz zu geschweigen. Weiter sind die Assyrer in Babylon, in Palästina vorgeschritten: dort haben sie wirklich einwohnen, wirklich verwalten wollen. Es geschah mit gewalthätigen, und grausamen Mitteln, insbesondere durch Verpflanzung der Bevölkerung: so haben sie Samariter nach Mesopotamien, Juden nach Babylonien, Babylonier nach Samaria überführt. Aber sie richteten dann einen förmlichen Verwaltungsbau ein: zwar nur erst einstufig und roh, denn nur eine Form, wie es scheint, von Statthaltern gab es und sie hatten sehr viel Macht, waren auch wieder nur zur Abführung bestimmter Geldsummen an den Königshof gehalten. Schon aber sprießt doch der Keim des Baumes hervor, dessen letzte Ausgipfelung die Behördenordnung des nachdiokletianischen Roms werden sollte. Die assyrischen Shakna mögen die ersten Ahnen der Präfecten, Vikare, Prokonsule des dreigestuften Baues der spätkaiserlichen Beamten-schaft gewesen sein. Und auch darin glich der Anfang dem römischen Ende, daß die Statthalter auf nichts so sehr wie auf eigene Bereicherung auf Kosten der Unterworfenen ausgingen. Selbst die letzte, höchste Stufe der Ausweitung eines Staatswesens haben die Assyrer erreicht: die wirkliche Verschmelzung fremden Landes und Volkes mit dem eigenen. So sind sie in Mesopotamien verfahren, dessen Bevölkerung sie sich selbst gleichstellten. Doch Das blieb eine Ausnahme und man meint, der assyrische Staat sei zusammengebrochen, weil er in den meisten der unterworfenen Länder nur eine dünne Oberschicht dargestellt habe.

Auch die klassenge-schichtlichen Wirkungen der starken Königsherrschaft des Alterthumsstaates treten in der assyrischen Entwicklung in schulgerechter Ausprägung hervor. Frühzeitig ist der Adel weit in den Vordergrund getreten. Er war hervorgegangen, wie noch sehr oft auf diesen Blättern als

Eigenthümlichkeit dieser Stufe hervorgehoben werden wird, aus einer Heeresgattung, einer Spezialwaffe, wie man heute sagen würde: aus den Streitwagenkämpfern. Aber die bäuerlichen Gemeinfreien von Assur, die ursprünglich die Hauptmacht der Heere, das schwere Fußvolk, gestellt haben mögen, haben später vorgezogen — in seltsamer Ähnlichkeit mit karlingisch-fränkischen Verhältnissen —, daheim zu bleiben und ihre väterliche Scholle zu bestellen. Man hat sie dann zu einer Wehrsteuer herangezogen und sie sind auf gut Germanisch vom Adel in immer üblere Abhängigkeit herabgedrückt worden; die Heere aber wandelten sich in Söldnertruppen. Starke Einfluß auf die staatliche Entwicklung hat der Adel in den Zeiten der völligen Vereinigung von Assur mit Babylon geübt. Aus dem barbarischen Bergland hervorgegangen, spielte er in dem kulturreichen Babylonien eine etwas makedonisch-piemontesisch-preussische Rolle. Er war Herrenstand, aber in einem Land von ihm weit überlegener Bildung und zugleich weit höherer, bürgerlich-städtischer Volkswirtschaft. Und am Hof der assyrischen Könige von Babylon im achten und siebenten Jahrhundert ist es zu einem weltgeschichtlich denkwürdigen Auseinanderplayen zweier Kulturparteien, der assyrisch-junkerlichen und der babylonisch-bürgerlichen, gekommen, wobei die zweite von der gelehrten Priesterschaft des Landes geführt erscheint. Ueber wilde Kämpfe und blutigen Streit, der manche Könige dieser Zeiten den Thron gekostet haben mag, ist dieser Gegensatz nicht gediehen; es kam nicht einmal zu einer dauernden äußeren Verbindung, geschweige denn zu innerer Verschmelzung. Und daß die viel roheren Eroberervölker der Meder und Perser dann Assur wie Babylon in rascher Folge überrannt haben, mag nicht zuletzt dadurch herbeigeführt sein.

Geistige und feinere Staatsbildung des ägyptischen Alterthumsstaates mögen der babylonisch-assyrischen überlegen gewesen sein: die volle Wucht der assyrischen Großstaatschöpfung hat sie nie erreicht. Die Eroberungszüge der Ramesiden verblaffen neben den Kriegsthaten der Assyrer, aller aufgeblasenen Ruhmredigkeit der Pharaoneninschriften zum Troz. Das ägyptische Königthum hat in unerhört früher Zeit das staatgründende Einigungswerk dieser Stufe vollbracht und alles untere und mittlere Nilland geeinigt. Aber weder an innerer Durchbildung noch an äußer Ausdehnung haben das mittlere und neue Reich das alte übertroffen. Um so denkwürdiger sind dessen Zustände, die, von einem viel helleren Licht der Überlieferung bestrahlt als die gleichzeitige babylonische Geschichte, an sich bessere Aufschlüsse gewähren über die besondere Art des vorderasiatischen Alterthumsstaates. In steiler Pracht steht auch hier schon an den Pforten einer heute mehr als fünftausendjährigen Geschichte der Gedanke unumschränkter Königsmacht aufgerichtet. Und in der selben Frühzeit erscheint diese höchste Gewalt mit Waffen und Werkzeugen ausgestattet, die in Staunen setzen ob ihrer Zweckmäßigkeit und Ausgebildet-

heit. Es ist nicht allein eine kaum übersehbare Reihe von Hofbeamten der verschiedensten und immer ganz besonderen Thätigkeit, bis zum Nagelschmied und Sandalenmacher abwärts, sondern eine wohl geordnete Beamten- und Heerführerschaft, an ihrer Spitze, wie im Reich der Baganda, ein doppeltes Hausmeierthum.

Um so wichtiger ist, daß auch dieses, um 3000 vielleicht schon Jahrhunderte lang herangewachsene, zu hoher Reife gediehene Staatswesen noch Spuren seiner Zusammensetzung aus kleineren Gebilden trägt. Wenigstens das Südreich hat in seinen Gaufürsten einen Schulfall zum Hochadel herabgedrückten, ursprünglich sicher unabhängigen Theilfürstenthumes aufzuweisen. Diese dreißig Großen des Südens sind zwar zu Beamten des Königthumes geworden, aber mehr als ein Zeichen spricht für ihre einst höhere Stellung. Sie haben getrennten Eigenbesitz und lehenartiges Amtsland, sie unterhalten selbst wieder einen ganzen Stab von Beamten, Höflingen, Schreibern; und das Bezeichnendste vielleicht: im Norden, der, offenbar erst später erobert, als eigentliches Kronland der Pharaonen gilt, sind ihre Standesgenossen in viel abhängigerer, beamtenhafterer Stellung. Die eigenthümliche Ausbildung des Glaubens und seiner Dienste in jedem Bezirk beweist diese in vielen Stücken an Iarlingisch-fränkische Gawe und Grafschaften erinnernde Sonderstellung. Die völlige Zweiegepaltenheit des Reichskörpers, die an sich — auf ganz anderer Stufe — an die der senatorischen und kaiserlichen Provinzen Roms anklingt, trat in sinnbildhafter Stärke vor Augen bei den großen Feiern des königlichen Hofes: bei ihnen tritt die Säule der Fürsten, Heerführer und Beamten des Nordens zur Linken des Königs auf, an ihrer Spitze der Anführer der linken Hälfte der Krieger, wie er amtlich genannt ist; zur Rechten des Thrones aber stehen die erbeingeseffenen Fürsten und Führer des Südens, an ihrer Spitze der Hausmeier. Und nächst ihm der Vorsteher der Großen des Südens. Im Norden ist der Pharao unbeschränkter Herrscher, im Süden aber ist seine Gewalt durch den Adel vielfach eingeengt, der Verwaltung, Priesterstellen und Gericht innehat, dieses in einer seltsam an die frühmittelalterlichen Reiserichter Englands gemahnenden Form. An einem niederen Adel fehlt es nicht, sei er aus Dienstadel, sei er aus den jüngeren Söhnen der Gaufürsten und deren Nachkommenschaften, wie im Homa-Staat, hervorgegangen.

Viele Völkerstürme sind über Egypten hingegangen, Verfall, Zusammenbruch, Wiederaufsteigen des Reiches und des Königthumes hat sich mehrfach wiederholt: der Grundzug seiner Verfassung hat sich nicht geändert, mochte die so viele Jahrhunderte umfassende Entwicklung auch hier, wie in Babylonien, allmählich neben der adelig-ländlichen eine bürgerlich städtische Volkswirtschaft emporwachsen lassen. Dentwürdig ist: wie zäh auch das überstarke Königthum immer wieder zu Leben und Herrschaft kam, so ist doch häufig von

der zersplitternden Kraft der alten Theilsürstenthümer die Zerrüttung und der Zerfall des Reiches ausgegangen.

Neben diesen beiden erlauchtesten Beispielen der ausgebildeten Königsherrschaft des Alterthumsstaates im semitischen und hamitischen Orient nehmen sich die gleichzeitigen Gründungen der Arier in Vorderasien und Indien nicht ganz ebenbürtig, nicht gleich reif aus. Das medische Reich ist, mit ihnen verglichen, eine Eintagsfliege, aber auch das der Perser, das mehr als zwei Jahrhunderte ausgedauert hat, nimmt sich neben Egypten und Babylonien, die es doch beide überwand, Kinderjung aus. Die indischen Alterthumsstaaten aber, die sich viel längerer Lebensdauer erfreuten, können sich wiederum an äußerer Wucht und innerer Festigkeit den beiden vorderorientalischen Großreichen nicht vergleichen. Dennoch hat jede von beiden Entwicklungen eine eigenthümliche Stärke: die indische ist bei aller staatlichen Zersplitterung gesellschaftlich zu einer höheren, zu mittelalterlicher Stufe gestiegen, die persische führte den Alterthumsstaat in der Ausdehnung, in der Unterwerfung und Regierungskunst noch einen Grad höher. Die dem persischen Volksthum eigene Mischung von Muth und Mäßigung befähigte es zu einer Fülle von Herrschaftstugenden, die nie vorher und vielleicht nie nachher wieder erreicht worden ist. Die Perser haben dem Grundsatz nach das erste Weltreich gegründet: sie wollten das Erdennrund beherrschen, so weit es ihnen bekannt war. Sie haben mit ihrer Eroberung von ganz Vorderasien, von Egypten und nicht geringer Theile von Südosteuropa, einer Kette von Feldzügen, in der der Plan gegen Griechenland und der fast noch weiterführende gegen Karthago nur die schließenden Glieder bilden sollten, ein um das Vierfache größeres Reich geschaffen als die Assyrer. Aber sie sind auch in der inneren Ordnung dieses kaum überschaubaren Besitzes weit über diese ihre einzigen Vorgänger hinausgedrungen: ihr Steuer-, ihr Posten-, vor Allem ihr Behördenwesen bedeutet eine weit höhere Stufe als die assyrische. Bei der mildesten Schonung, die sie dem Glauben und den Sitten der von ihnen unterworfenen Völker angedeihen ließen, duldeten sie doch keine halb selbständigen Königthümer oder auch nur Selbstverwaltung und Sonderrechte, sondern spannten das Netz ihrer Satrapien über den ganzen Umfang des weiten Reiches, das den des späteren Römerstaates fast um das Doppelte übertraf.

Troyden und trotz allem ungerechtfertigten Hochmuth, mit dem wir auf mongolische Leistungen herabzublicken gewohnt sind, ist das gewaltigste Erzeugniß dieser, der Alterthumsstufe doch der chinesische Staat. Zunächst der Dauer nach, was nicht nur nicht wenig, sondern sehr viel bedeutet. Nur eine Reihe von Herrschergeschlechtern darf auf dem Erdball neben die märchenhafte Zahl der sechsundzwanzig Pharaonen-Häuser gestellt werden:

es ist die der chinesischen Kaiserergeschlechter. Aber sie überragt sie, trotz viel längerer Durchschnittsdauer: der heutige Herrscher Chinas gehört, wenn ich recht zähle, der dreiunddreißigsten, der seit 1644 regirenden Dynastie an. Und selbst zweifelächtigen Europäerköpfen muß doch eine Entwicklung Erfurcht einflößen, die vielleicht drei Jahrtausende weiter zurück und jedenfalls zweieinhalb Jahrtausende weiter vorwärts führt als die ihres großen Alters wegen so viel bewunderte der Egyptianer. Gewiß ist auch China, hierin dem ihm auch sonst vielfach ähnlichen Egypten gleich, nicht das Werk eines Volksthumes. Ueber das Land des Gelben Flusses wie über das des Nil oder über das des Euphrat und Tigris ist mehr als eine Völkerwelle gegangen, immer von Neuem mit frischem Hirten- und Erobererblut die stockenden Säfte eines feststehenden Ackerbau- und bald auch Städtervolkes verjüngend. Dennoch ist das Ganze die Leistung, die höchste Leistung einer einheitlichen Rasse. Und sie stellt selbst die ägyptische, die assyrische, die persische Staatsbildung in den Schatten.

Das chinesische Reich hat zur Zeit seiner äußersten Ausdehnung, um das Jahr 1760, dreizehn Millionen Geviertkilometer gemessen, viermal mehr als das der Römer, fast dreimal mehr als das der Perser. Es umfaßt noch heute wahrscheinlich vierhundert Millionen Seelen, also ein volles Viertel der Menschheit, mehr als Europa, mehr noch Köpfe als selbst das Weltreich der Engländer. Kann man eigentlich diesem Volk so sehr verübeln, daß es den gleichen triebmäßigen Größenwahn hegt, den noch jedes starke Volk, die geistvollen Griechen und die doch eigentlich nicht ruhmredigen Deutschen nicht ausgeschlossen, irgend einmal in sich genährt hat? Auch die eigenthümliche Verlangsamung, hier und da selbst völlige Erstarrung der Entwicklung theilen die Chinesen mit einer Reihe von großen Alterthumsvölkern, besonders mit den Egyptianern. Sie liegt schon ausgesprochen in der Grundthatfache der chinesischen Geschichte, daß sie noch heute nicht eigentlich über die Alterthumsstufe hinausgediehen ist. Aber sie wird, wie bei Egyptianern, Babyloniern und selbst Persern dadurch zu einem Theil ausgeglichen, daß sie einen Fortschritt der Volkswirtschaft von dem natürlichen Ausgangspunkt dieser Stufe, reiner Ackerbau- oder gar noch halber Hirtenwirtschaft, zu Gewerbe- und Handels-, Stadt- und Geldwirtschaft nicht aufhielt, von einigen Seitenstücken im geistigen Leben ganz zu schweigen. Drückend wirkt der Stillstand der Staats- und Klassenentwicklung auch auf sie; aber wie viel übler würde das Gesamtbild etwa des chinesischen Zustandes sich darstellen, wenn die Volkswirtschaft von 1900 ähnlich wie der Staat im Wesentlichen auf dem Entwicklungspunkt von vor zweitausend Jahren stehen geblieben wäre! Auch hier darf nicht die Voreingenommenheit unserer neuesten Erfahrung den Geschichtsforscher hemmen: wir nennen heute Stillstand ein Uebel, ohne doch

zu wissen, ob nicht vielleicht schon nach einem oder gar schon einem halben Jahrtausend die Menschheit sich ohne die mindesten Verfalls- oder Krankheitsursachen entschließt, einen einmal gewonnenen Zustand als den denkbar wünschenswerthen oder den besten unter den erreichbaren festzuhalten. Die Chinesen sind schon heute dieses Glaubens; wir Weißen können ihnen nur vorwerfen, daß sie sich damit in Rückstand gegen das thätigere Drittel der Menschheit gebracht haben.

Darüber hinaus bleibt bestehen, daß China unter allen Alterthumsstaaten die höchste Leistung vollbracht hat, nicht nur an äußerer Ausdehnung und Bewahrung seiner Grenzen, sondern auch im inneren Aufbau. Die Entstehung des Einheitsstaates erscheint dunkel auch bei Benützung der durchaus nicht werthlosen Geschichtsfagen, mit denen die Chinesen sich ein Bild ihrer ältesten Zustände entworfen haben, wie es gleich farbige und wundervoll kaum einem zweiten Volk der Erde gelungen ist. Nur die riesenhafte Uebermacht des Königthums leuchtet auch aus diesen Erzählungen hervor, wenn sie köstlich kindlich schildern, wie der eine dieser Ueherrscher halb göttlichen Wesens die Menschen die Zähmung der Hausihiere, der andere sie die Buchstabenschrift gelehrt, ein dritter den Pflug und den Tauschhandel erfunden habe. Dürfte man aber aus dem frühzeitigen Versuch einer Zerfplitterung, wiederum nach karolingisch-fränkischem Muster und in Erinnerung an ägyptische Verhältnisse, auf die vorausgehende Ueberwindung vorhandener Kleinfürstenthümer schließen, so müßte man sie auch hier annehmen. Denn schon im ersten Morgengrauen der halb geschichtlich beleuchteten Zeit zwischen 1122 und etwa 600 vor Beginn unserer Zeitrechnung taucht ja die Kunde auf von weitgehender Zerfplitterung des zuvor ungetheilten Reiches, von Schaffung großer — angeblich 55 — Theilsürstenthümer und kleinerer — angeblich 1800 — Lehnsbesitzungen, meist zu Tschili, dem eigentlichen Mittel- und Kronland des Reiches gehörig, deshalb also der Staatseinheit sicher noch weit mehr abträglich, als wenn sie am Kreisrand des Reiches gelegen gewesen wären. In den darauf folgenden Jahrhunderten — die chinesische Geschichte mißt eher nach Halbjahrtausenden — muß Reichseinheit und Königsgewalt wieder emporgewachsen sein, denn dicht vor 220 vor Beginn unserer Zeitrechnung zerstört ein neunundzwanzigjähriger Bürgerkrieg wieder alle Früchte dieses Schaffens, bis Shi Huang Ti, der Karl der Große der chinesischen Geschichte, dicht nach 220 der große Wiederhersteller der Staatseinheit und der Zerstörer des Theilsürstenthumes wird. Er ist der Erbauer der Großen Mauer; und welcher Glanz seinen Namen umstrahlt, entnimmt man der Ueberlieferung, die ihm die Erbauung eines Schlosses zuschreibt, dessen Hauptthalle zehntausend Menschen gefaßt und fünfzig Fuß hohe Banner aufgenommen habe, ohne daß man sie hätte beugen müssen. Etwas später fällt

die Eintheilung des Reiches in dreizehn Provinzen, noch über die vierundsiebenzig Bezirke fort, in die es schon vorher getheilt war. Sie sind nach karolingischer Art, nur fast ein Jahrtausend vorher dreizehn reisenden Königsboten unterstellt. Eine Bodensteuer, ähnlich wie die gleichnamige spätmittelalterliche Abgabe Englands, der Fünfte, genannt, läßt vollends den Staatszustand als dem der persischen Königsherrschaft in ihren glänzendsten Zeiten ebenbürtig erscheinen. Die chinesischen Geschichtschreiber meinen, der Gesamtumfang des bebauten Ackerbodens habe damals etwa um ein Achtel seiner Summe mehr betragen als in der Gegenwart, als im Jahr 1874.

Und wieder senkt sich, ganz wie in Egypten, die Lebenslinie des Königthums. Die Statthalter, die an Stelle der Königsboten getreten sind, machen sich erblich, die einigende, zwingende Kraft der Staatsgewalt nimmt ab. Doch wieder ein Jahrtausend später erreicht sie einen neuen Höhepunkt: Tai Tsu, der erste König des Ming Geschlechtes, hat nach 1368 eine Bezirkstheilung und einen Behördenaufbau geschaffen, der, vierstufig, wie er ist, noch das römische Urbild aller germanisch-romanischen Aemter- und Verwaltungs-Ordnungen hinter sich läßt, ohne daß irgendwelche alt- oder neuturopäische Einwirkungen zu vermuthen sind. Die Entwicklung des chinesischen Staatswesens im letzten halben Jahrtausend hatte diesen Errungenschaften nichts zuzufügen. Nur sind freilich bis auf unsere Tage in diesem gewaltigen Reichskörper Haupt und Glieder in einem steten Kampf begriffen, in dem der zeitweilige Sieg bald der einen, bald der anderen von den beiden Schlachtordnungen zufällt. Heute scheint er eher auf der Seite der Theilgewalten, der Statthalter, zu sein.

So denkwürdig die letzten Umwälzungen die innere Entwicklung des japanischen Staates machen: auf ihren älteren Stufen verschwindet sie an Wucht und Stärke neben der chinesischen. Schon deshalb, weil bei ihr nur eine wenige Jahrhunderte umfassende Theilstrecke des Weges ist, es ist ungefähr die Zeit zwischen 672 und 932, was in China die nie verlassene Grundform für eine sechsstausendjährige Geschichte wurde. In diesem Punkt verhält sich das Japan dieser Stufe zu China wie die indischen Alterthumsstaaten zum persischen Reich. Auch erscheint die Taikwa-Gesetzgebung, die dieses Zeitalter in Japan neu heraufführte, wie in vielen anderen Stücken, so auch in der einheitlichen Bezirks- und Kreiseintheilung, die sammt dem zugehörigen Behördenaufbau damals geschaffen wurde, als eine Nachbildung, und zwar eine bewußte auf Grund von Reisen ihrer eigensten Urheber unternommene Nachbildung chinesischer Einrichtungen. Was diesen Uebergang weltgeschichtlich bedeutend macht, ist eher die im Unterschied zu fast allen anderen gleichartigen Entwicklungen helle geschichtliche Beleuchtung, unter der sich hier die

Auflösung der Geschlechterverfassung der Urzeit und ihre Ueberleitung in die Formen eines mehrstufigen Aemteraufbaues vollzieht, herbeigeführt durch die emporkommende, überstarke Einzelherrschaft des Alterthumsstaates.

Nur im Vorübergehen sei der phönizisch-karthagischen Entwicklung gedacht. Sie bildet in gewissem Sinn einen Einzelfall. Die Karthager wenigstens haben ein Reich von Eroberungskraft und gewaltiger räumlicher Ausdehnung geschaffen, ohne daß sie doch in Hinblick auf die Verfassung eigentlich die Alterthumsstufe erreicht hätten. Sie haben eine — wie es scheint, durchaus geschlechtermäßige — Mischung von Volks- und Adelherrschaft dauernd gegen jeden Versuch des Ueberganges zum Königthum vertheidigt, haben aber nach außen Leistungen vollbracht, wie sie sonst nur Alterthumsstaaten gelangen. Sie bilden so ein denkwürdiges Gegenstück zu den Trolesen, so weit es angeht, ein handeltreibendes Städtervolk mit einem kriegerischen Hirtenstamm zu vergleichen.

Die neuemittischen Reiche, die Arabien ein Jahrtausend nach dem Untergang der altfemittischen aus seinem völkerspennenden Schoß gebar, sind jener sonderbaren Ausnahme-Entwicklung insofern wahlverwandt, als die Geschlechterverfassung bei ihnen nur durch die Vereinigung von Glaubens- und Staatsauffassung, von Priester- und Königsherrschaft überwunden werden und, wie berührt, nie völlig zurückgedrängt werden konnte. Dafür war der Aufschwung, den dies bisher in ganz zwerghafte Gebilde zerspaltene Volk von 622 an nahm, ein um so ungeheurerer. In wenigen Jahrzehnten war ein Reich zusammengebracht, das selbst das der Perser noch wesentlich an Umfang übertraf. Und auf seiner Höhe hat das Khalifat zwar in der Verwaltung der unterworfenen Länder kaum die Höhe persischer Leistung erreicht; aber da, wo es unmittelbar regierte, wie in Babylonien oder in dem später sich abzweigenden Spanien, hat es sie sicherlich noch hinter sich gelassen.

Keinen Augenblick darf die vergleichende Geschichtsforschung zögern, die für den ersten Augenschein so weit entlegene und in mehr als einem Betracht auch innerlich ferne und fremde Verfassung der altamerikanischen Staaten der asiatisch-egyptischen Reihe anzugliedern. Denn daß sie der Alterthumsstufe entweder gänzlich angehörten oder sie zu erreichen eben im Begriff standen: daran ist nicht zu zweifeln. Die Maya der Halbinsel Yucatan, der Kulturwiege des mittleren und nördlichen Amerika, sind bei diesem Emporklimmen zur Bildung von verhältnißmäßig kleinen Reichen, des Staates der Cocomes und des von Tzumal vorgeschritten, Reiche, die indessen für den Umfang dieses begrenzten Landes und für die Geschichte eines wesentlich geistigem Schaffen zugewandten Volkes groß genug waren. Ihre besondere Bedeutung für die Entstehungsgeschichte des Alterthumsstaates ist, daß sie, wie auch einige der mächtigeren Nahuavölker, auf dem Wege der Priester-

herrschaft zur Ausbildung eines starken Alterthumsstaates und der ihm entsprechenden Einzelherrschaft vorgebrungen sind. Die stärksten und am Meisten fortgeschrittenen der Nahuavölker, die Azteken und ihre nächsten Vorgänger, haben ungefähr gleichzeitig gewaltigere und straffer zusammengehaltene Reiche begründet. Aber auch sie machen den Eindruck von viel geringerer Dauerhaftigkeit als die Reiche Vorder- oder Hinterasiens, von ihrem unvergleichlich viel geringeren Umfang ganz zu schweigen. Die wenigen Jahrhunderte, die die halbwegs sichere Ueberlieferung vor dem Eindringen der Europäer zu überblicken erlaubt, zeigen ein hastig-unruhiges Auf und Ab von rasch emporkommenden und noch rascher zerfallenden Staatenbildungen, das schon im Schrittmass der Entwicklung den denkbar schroffsten Gegensatz zu der langsamen Ruhe asiatischer Verfassungsgeschichte darstellt. Daß es sich nicht um eine Eigenschaft der rothen Rasse handelt, zeigt ein vergleichender Blick auf die wunderbar stete Entwicklung des Urzeitstaates der Trolesen.

Einmal aber ist auch die Alterthumsverfassung von einem Volk der neuen Welt zu hoher Vollenbung ausgebildet worden: es geschah im Staat der Inka. Ihr Tahuantinsuyu, das Reich der vier Weltgegenden geheissen, genau wie einer der ursprünglichen Einzelstaaten Babyloniens, erinnert nicht nur im Namen an die große asiatische Staatsbildung. Zwar mehr als ein Vierteljahrtausend umfaßt auch ihre Geschichte nicht: die grausame Parzelschere der europäischen Eroberung hat den Faden dieser Entwicklung allzu früh durchschnitten. Aber die zuerst römisch-rasch, wenn auch sehr unrömisch gelind vordringende Eroberungskunst der Alt-Peruaner hat nicht nur dem Wirwar sich vordrängender und übereinanderschiebender Staatsgebilde, der vorher, wie in Alt-Mexiko, so auch hier bestand, ein Ende gemacht, sondern sie hat auch ein an Umfang ungeheures, an Ordnung und Zusammenhalt dauerhaftes Reich geschaffen. Hier wurde ein Mass von Aemtergliederung und befehlender Zusammenfassung des Volkes erreicht, das noch die Errungenschaften chinesischer Staatsbildung übertrifft, ägyptische, assyrische, ja, selbst persische Einrichtungen weit hinter sich läßt. Zwar hier und da wurde unterworfenen Theilfürsten noch ihre Herrschaft belassen. Doch auch sie wurden jetzt in den Aemterbau eingegliedert, der im Uebrigen das ungeheure Reich zusammenhielt und der an Zahl der Stufen und an eiserner Gleichförmigkeit jeden anderen je dagewesenen übertrifft. Schon je zehn Familienväter der Peruaner sind zu einer Zehntschaft zusammengefaßt, einem Zehntner unterstellt, fünf Zehntschaften bilden eine Fünfzigschaft, zwei Fünfzigschaften eine Hundertschaft. Ueber den Hundertschaften thürmen sich die Fünfhundert-, die Tausendschaften, die Zehntausendschaften, über ihnen noch die vier Stathaltertschaften und erst über sie erhebt sich der Geheime Rath der Inka. Man sieht: ein Aufbau von unerhörter Feinheit der Gliederung: in acht Stufen erst

bis zum Gipfel führend und dazu von fanatischer Regelmäßigkeit. Man hat berechnet, daß zur Regierung von tausend peruanischen Hausvätern ein Aufwand von hundertunddreizehn Beamten nöthig war. Vergewärtigt man sich dazu, daß dieser Beamtenstaat eine ausgezeichnete Statistik, eine fortwährende Berichterstattung, ein wohlgeordnetes Wehrwesen ausgebildet hat.

Es ist aber nicht die vollkommene Ähnlichkeit der Staatsordnung allein, die zwischen asiatischen und amerikanischen Alterthumsreichen über Tausende von Jahren, Tausende von Meilen hinweg die Brücke schlägt: es giebt noch ein Zusammentreffen beider Entwicklungen, das in tiefere Schichten des gesellschaftlichen Zustandes und zugleich in weitere Zusammenhänge des geschichtlichen Verlaufes führt. Man kennt die eigenthümlich staatssozialistische Volksherrschaft von Alt-Peru: aber wer zuerst von ihrem Wesen Kunde erhielt, hat den Eindruck eines utopischen Staatsromans. Daß der Boden Eigenthum des Staates ist, daß die Bodenbestellung gemeinsam unter Leitung der staatlichen Aufsicht besorgt wird, daß alljährlich eine Neuauftheilung erfolgt, daß Jedem das gleiche Bodenmaß zugeschrieben, daß für jedes Kind ein Zuschuß an Boden gegeben wird, daß die Heirathen in einem bestimmten Lebensjahr und nur unter Genehmigung des zuständigen Beamten erfolgen: das Alles erweckt die Vorstellung, als habe ein frommer, begeistert kommunistisch denkender Jesuit diese Dinge als ein in die Vergangenheit, statt in die Zukunft geworfenes Traumbild vom besten Gesellschaftszustand erfunden. Man glaubt dieser Ueberlieferung nicht recht.

Eines Besseren wird man belehrt, wenn man die chinesische und die ganz von ihr abhängige, aber besser beleuchtete japanische Geschichte zu Rath zieht. Da finden sich auf frühen Strecken ihres Weges durch den Zeitraum des Alterthumes völlig verwandte Einrichtungen. Die quadratische Reuntheilung je eines großen Ackermaßes von 25 000 Morgen in neun große Felder, von dem das mittlere der Regierung vorbehalten ist, während die acht äußeren unter das Volk vertheilt sind, die schon aus dem dritten Jahrtausend, der Sagenzeit, unsicher überliefert ist, erinnert durch ihre Regelmäßigkeit und den Vorbehalt eines Restlandes für den Staat an die Verhältnisse im Reich der Inka, die sich ein Drittel des Bodens zurückbehielten. Die alten Zehntschaften mit gegenseitiger Haftung ihrer Mitglieder, die auch Shen Tsung um 1075 wieder einführen wollte, entsprechen vollends den kleinsten Gemeinschaften der Peruaner, den Zehntschaften, aus denen sich als den Zellgebilden ihr Staat zusammensetzte und die zugleich die kleinste Wirtschaftseinheit darstellten. Die Fünferschaften, die auch die Taikwa-Gesetzgebung von 672 in Japan nach chinesischem Muster eingeführt hatten, sind vollends gleichen Gepräges. Denn sie beruhen auf gemeinsamer Haftung ihrer Genossen dem Staat gegenüber und sie haben deutlich sozialistische Züge, inso-

fern, zum Beispiel, der Antheil eines flüchtig gewordenen Genossen dem Staat wieder zurückerstattet werden muß.

Alle diese Verhältnisse bedürfen noch mannichfacher Aufklärung, aber sie lassen erkennen, daß das Reich Tahuantinsuyu, mag es auch den Staatssozialismus weiter als jedes andere der Weltgeschichte getrieben haben, damit auf der Alterthumsstufe nicht allein steht. Und noch Etwas läßt die altperuanische Gesellschaftsgeschichte vermuten, die altjapanische fast erkennen: dieser Staatssozialismus ist nicht ein vollkommen eigenes Erzeugniß der Alterthumsstufe, sondern ein Erbe der Urzeit, nur mit den Nachtmitteln des neuen Königs- und Großstaates ausgestattet und aus freier in Zwangsgenossenschaft umgewandelt. Es ist die Wirtschaftsgemeinschaft der Urzeit, umgestempelt zur Unterthanenabtheilung. In Altperu spricht ein Merkmal vor anderen für diese Herkunft: all die zahlreichen, immer größeren Gemeinschaften, die da, nach Zehn- und Fünfszahl so sauber abgetheilt, auf einander gethürmt sind, zeigen die eine gleiche Eigenschaft ihres Aufbaues. Führer ist immer ein von den zur Einheit zusammengefaßten Familienhäuptern: so schon einer von den Zehn zur Zehnterschaft Vereinigten. Der gleiche Grundsatz der Leitung einer Genossenschaft durch den Ersten unter Gleichen beherrscht aber die Frosesenverfassung. In Japan sind die Zusammenhänge zwischen der Fünferschaft und dem alten, 672 etwa ausgeilgten Geschlecht, dem Uji, sehr leicht zu vermuten, wie denn auch die Zehnterschaft der Altperuaner an Kopfszahl ungefähr dem Durchschnitt eines Theilgeschlechtes bei den Tlinkit entspricht. Die Einförmigkeit der Zahlen aber ist die selbe, die aus den noch heute in Turkestan bestehenden loseren und ungleichen Geschlechtern und Großgeschlechtern zur Zeit der Horden und Khane die eben so regelmäßig abgezirkelten Fahnen und Heertheile entstehen ließ.

Dies Alles aber, Gleichförmigkeit und straffe Zusammenfassung und schließlich gar staatssozialistische Beherrschung der Volkswirtschaft, ist nur Erzeugniß der einen großen Errungenschaft dieses Stufenalters: des übermächtigen Königthumes, des überstarken Einzelnen, der die Masse, der selbst die freie Genossenschaft der Urzeit sich unterworfen hat. Vielleicht haben die starken, weisen und milden Herrscher, die im Reiche Tahuantinsuyu durch ein Vierteljahrtausend auf dem Thron der Inka saßen, die Höhe dieses großen Menschheit- (besser noch: Menschen-) Gedankens reiner als irgend ein anderes Fürstenthum verkörpert.

Schmargendorf.

Professor Dr. Kurt Breyfig.



Die Japaner.

Wie die Europäer vor einer gelben, so können die Japaner vor einer weißen Gefahr warnen. Man glaube nur ja nicht, daß diese gelben Leute im äußersten Osten 1868 ihre Revolution gemacht haben, um die Bewunderung oder Sympathie der Weißen zu erwerben. Die Sache sah ganz anders aus. Seit zwanzig Jahrhunderten führt das Reich des Mikados sein eigenes Leben; es hatte seine besondere Civilisation, schuldete keinem Etwas und verlangte auch nichts. Da wurden 1543 schiffbrüchige Portugiesen an das Ufer von Kiushiu verschlagen. Sie hatten Flinten und Pulver und machten mit den Insulanern Tauschgeschäfte. Auch die Jesuiten brachten sie ihnen. Diesen gelang es, einige Daimios, Lehnsmännen der Krone, zu bekehren, und deren Vasallen wurden, wie es auf der iberischen Halbinsel Sitte ist, gezwungen, die neue Religion anzunehmen. Der Shogun Rabunaga mißhandelte die Buddhisten. Aber sein Nachfolger Hidejoshi war anderen Sinnes. Er fragte die Mönche: Weshalb wendet Ihr, um Eure Glaubenslehren zu verbreiten, Gewalt an? Weshalb verfolgt Ihr unsere Priester? Weshalb entführt Ihr meine Unterthanen als Sklaven übers Meer? Und da er auf diese Fragen keine befriedigenden Antworten erhielt, ließ er alle lehrenden Kongregationisten ausweisen. Das geschah im Jahr 1587. Die erste Berührung Japans mit den Europäern hatte also vierundvierzig Jahre gewährt und hinterließ den gelben Männern keine angenehmen Erinnerungen. Die jesuitischen Missionare hatten sechshunderttausend Japaner zum Katholizismus bekehrt; diese Konvertiten wurden, mit Recht oder Unrecht, beschuldigt, mit den Franziskanern, die schon damals im Namen Spaniens die Philippinen regirten, gegen Japan konspirirt zu haben, und nun verfolgte man diese katholischen Japaner. Im Jahr 1606 verbot man ihren Gottesdienst; sie hatten ihre Märtyrer und der Christenglaube wurde ausgerodet.

Während der folgenden drei Jahrhunderte schloß sich Japan hermetisch ab. Nur holländischen Kaufleuten wurde, unter gewissen Bedingungen, der Handel auf der Halbinsel Desima, in der Nähe von Nagasaki, gestattet. Durch ihre Vermittelung erhielten wir japanisches Porzellan, Lackwaren und Fächer. Keines anderen Fremden Fuß durfte die Staaten des Mikados betreten und kein Japaner durfte das Land verlassen.

Die kleinen gelben Männer hielten sich für das erste Volk der Welt. Von vereinzelt Reisenden, mit denen sie zufällig in Berührung kamen, wollten sie gehört haben, daß es nirgends ein so schönes und fruchtbares Land wie das ihre gebe. Sie hatten ihre eigene Literatur und eine sehr entwickelte, eigenartige Kunst. Ihre Regierung war keiner anderen ähnlich. Der in seinem Palast, zwischen herrlichen Gärten, eingeschlossene Mikado war un-

sichtbar und heilig; in sein göttliches Ohr drang kein Geräusch der Außenwelt und er hatte nur die Pflicht, für die Fortpflanzung der Dynastie zu sorgen und sich, ohne sich jemals seinem Volk zu zeigen, anbeten zu lassen. Der Shogun, dessen Würde auch vererbt wurde, war, mit seinen Hauptanfällen, seiner Armee und seinen Schätzen, der thatsächliche und absolute Regent des Staates. Der Mikado herrschte, der Shogun regierte. So stand es, als 1853 Fillimore, der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Japan eine Revolution bewirkte. Gestützt auf eine Kriegsflotte, forderte er, daß man den Yankee's die japanischen Häfen öffne und dort zu handeln gestatte. Die Japaner mußten nachgeben. Fremde ließen sich in den Hafenstädten nieder und erregten sehr bald den allgemeinen Unwillen. Nach einigen Jahren war der Fremdenhaß so angewachsen, daß einige Kaufleute ermordet wurden. Zur Strafe erschienen amerikanische, englische und französische Kriegsschiffe und begannen, die wehrlosen Hafenstädte zu bombardiren. Paläste, Pagoden, Tempel, Säulenhallen, der Stolz der Japaner, wurden wie reife Aehren niedergemäht. Dann mußte Japan den Bombardirenden noch 75 Millionen Franken als Kriegsschädigung bezahlen. Die Japaner sagten: „Diese Leute haben eine merkwürdige Macht; sie kommen in geringer Anzahl her, töten uns von Weitem Hunderte von Menschen in einigen Stunden, ohne sich selbst zu gefährden, und vernichten unsere uralten Bauwerke. Diese Barbaren sind mächtiger als wir und der Sohn der Sonne mußte sich ihren Befehlen unterwerfen. Das darf künftig nicht wieder geschehen.“ Sie wollten das Bombardiren nun auch lernen; damit zog die westliche Civilisation in Japan ein. Man sagt, sie sei incohärent, und lacht über die sonderbaren Gegenstände, die sie erzeugt hat. Ein geistreicher Diplomat nannte sie eine schlechte Uebersetzung. Ich glaube, wenn man sie genau betrachtet, wird man sie systematischer finden, als all diese klugen Leute meinen.

Das Bombardiren ist die ultimo ratio unserer ganzen Civilisation. Wer sie anwenden will, muß aber gewisse Vor- und Nebenbedingungen erfüllt haben; er muß allerlei Wissenschaft und Technik kennen lernen. Was nöthig war, haben die Japaner in den europäischen und amerikanischen Schulen, die sie besuchten, gründlich studirt. Sie fanden den Weg, auf dem man gut bombardiren lernt, und ließen sich durch keine Hindernisse hemmen. Jetzt bombardiren sie schon gar nicht übel.

Um ihr Ziel zu erreichen, eigneten sie sich von den westlichen Völkern Alles an, was ihnen als deren Hauptstärke erschien: den politischen Apparat, die Armee und Marine, das wirthschaftliche und staatliche System, das Unterrichtswesen, die gewerblichen und landwirthschaftlichen Methoden, die Handelspraxis. Das geschah aber nicht, um sich den Weißen zu assimiliren. Durchaus nicht. Sie wollten Japaner bleiben und dennoch eben so stark wie die

Weissen werden. Sie behielten, was ihnen der Erhaltung werth schien: nationale Sitten und Bräuche, ihre Vergnügungen, ihre Kunst, ihre sitzlichen Ideen und ihre Religion. Sie gaben sich eine Verfassung nach preussischem Muster, das sie das kraftvollste dünkte. Sie führten die französische Verwaltung ein, vielleicht, weil sie gehört hatten, daß man diese Verwaltung in Europa beneidet. Auch ihre Armee war nach französischer Art organisiert worden; aber Marschall Yamagata, der als Militärbevollmächtigter den Krieg von 1870 mitgemacht hatte, setzte durch, daß der Mikado das deutsche System annahm und seinen Soldaten sogar das preussische Exerzirreglement in die Hand gab. Ihrer Kriegsmarine diente England als Vorbild. Sie sahen sich in allen Ländern um und wählten das Beste für sich. Sie bauten Fabriken mit hohen Schornsteinen, gründeten Aktiengesellschaften für Bankwesen, Handel und Industrie, schickten Handlungreisende aus, schufen Kommissions-, Export-, Engros- und Detailgeschäfte und setzten hinter den von den Vätern ererbten Namen das Zeichen „& Co.“ Sie bauten Eisenbahnen und Tramway, gaben ihren Schiffahrtsgesellschaften Subventionen, benutzten einen Theil ihrer vielen Wasserfälle, um Turbinen in Bewegung zu setzen. So waren ja die europäischen Völker reich geworden; und nur ein reiches Volk kann Kriege führen. Was in Europa gelehrt wird, lernten die Japaner: Sprachen, Mathematik, sehr viel Chemie, Physik, Mechanik und Ballistik, aber nur sehr wenig Philosophie. Sie führten auch den obligatorischen Elementarunterricht ein. Ihre Hochschulen haben, wie die amerikanischen, große Parks und weite Versuchsfelder für die Studiosen der Agrartechnik. Aber ihre kleinen Häuser, ihre kleinen Stuben mit den weissen Matten, ihre kleinen Laktische, auf denen kleine Dienerinnen ihnen Reis, das Nationalgericht, Thee in kleinen Tassen und andere Kleinigkeiten vorsetzen, haben sie beibehalten. Ihre hohen Beamten haben europäisch möblierte Zimmer, um Fremde zu empfangen; sobald diese Beamten aber „endlich allein“ sind, kehren sie in ihre kleinen Stuben zurück, ziehen den Europäerrock aus und den Kimono an. Auch ihr gesellschaftliches Ceremoniell, ihre eigenartigen Begriffe von der Familie und Ehe erhielten sie sich. Fröhlichkeit halten sie für eine soziale Pflicht und zeigen selbst im schwersten Leid eine heitere Miene. Ihre Frauen bleiben stets Kinder und sind dem Mann, dem Schwiegervater, sogar dem erwachsenen Sohn zum Gehorsam verpflichtet. Das neue bürgerliche Gesetz hat weder die fast allgemein verbreitete Polygamie beseitigt noch die abscheuliche Sitte, die dem Vater gestattet, seine Tochter zu verkaufen.

Vergebens haben die Missionare, die sich in Japan frei bewegen dürfen, sich bemüht, das Volk aus dem Labyrinth von Shintoismus und Buddhismus zu befreien, in dem es seit langen Jahrhunderten lebt. Unter 45 Millionen Einwohnern giebt es in Japan etwa 90 000 Christen verschiedener

Bekanntnisse; aber die Missionare gestehen selbst, daß diese angeblichen Christen diesen Namen kaum verdienen. Die meisten Japaner bleiben ihrem Götzendienst treu; sie klatschen mit den Händen, um die Aufmerksamkeit ihrer kleinen Hausgötter zu erwecken, und werfen ihnen im Vorbeigehen einige Papierstückchen mit Gebeten zu. An den Ufern ihrer Seen und in den Lichtungen ihrer Wälder hört man den Schall des von den Bonzen geschlagenen heiligen Gong. Und die gebildeten Japaner behaupten, der Buddhismus vertrage sich mit der modernen Wissenschaft besser als die christlichen Lehren; der liberale Buddhismus, der im Grunde nur eine Religion der Barmherzigkeit ist. Stellt man sich auf ihren Standpunkt, so wird man in Alledem keine unvereinbaren Widersprüche finden. Man sagt zwar, die christliche Moral durchdringe nach und nach alle Organisationen der Welt. Vielleicht; aber recht langsam. Um die Sklaverei zu besiegen, brauchte sie neunzehn Jahrhunderte und den Krieg hat sie bis heute noch nicht abzuschaffen vermocht. In den meisten großen Reichen hängen noch immer Alle vom Willen eines einzigen Menschen ab. Alle Menschen sollen Brüder und Schwestern sein; aber diese Brüderlichkeit ist in die wirthschaftlichen Verhältnisse der christlichen Welt bisher noch nicht sehr tief eingedrungen. Sie ist noch immer der Pharus, nach dem sich die Blicke der von Gerechtigkeit Träumenden hinwenden.

Was soll der Japaner davon denken? Wahres Christenthum findet er nur in wenigen europäischen Büchern; und noch kleiner ist die Zahl der Menschen, die es in ihrem Wesen zeigen. Was im Handelsverkehr, in Heer und Flotte zu sehen ist, sieht wahrlich nicht nach Christenthum aus. Woraus soll der Japaner also lernen, daß die christliche Sittlichkeit unser unterscheidendes Merkmal ist? In den Organisationen, die er von uns übernommen hat, muß er sie mit der Lupe suchen. Und warum ist denn der Shintoismus, Buddhismus, die Polygamie und andere japanische Nationalsitte unvereinbar mit den nach preussischer Art disziplinierten, mit Hinterladern und Krupp-Kanonen versehenen Armeen, mit Panzerfregatten, Torpedos und Unterseebooten, mit großartigen Eisenwerken, Banken, Exportgeschäften, Eisenbahnen und elektrischer Beleuchtung? Was haben all diese Dinge mit dem Christenthum zu schaffen? Oder verleihen sie etwa unserer klassischen Literatur, unserer modernen Kunst oder Philosophie neuen Glanz? Sie gehören doch offenbar zu den materiellen Dingen; und nur von denen hofften die Japaner einen Zuwachs an Macht.

Ein Blick'n Aufrichtigkeit, liebe Rassenossen! Wir haben die Rothhäute gehehrt, geplündert, betrogen, vernichtet, haben die Schwarzen zu Sklaven gemacht, entehret und nach der Emanzipation geklyncht: soll Das der gelben Rasse etwa Vertrauen einslößen? Sie kann mit Recht sagen: Die Weißen sind stark, aber nicht gütig. Und wenn die Gelben hinter das Geheimniß

unserer Stärke kommen wollen, brauchen sie sich um die mehr oder minder helle Erleuchtung unserer Seelen nicht zu bekümmern.

Die Japaner dürfen sich nicht verhehlen, daß ihre zwiespältige Civilisation jetzt den letzten Trumpf ausspielt. Siegen sie, dann zwingen sie den anderen gelben Völkern ihre Kulturform auf; unterliegen sie aber, wie die unerbittlichen dynamischen Geseze zu gebieten scheinen: was wird dann aus den Errungenschaften von 1868? Dieses Volk hat sich, um stark zu werden, mit zäher Energie theure und lästige Einrichtungen aus der Ferne geholt; verfehlen sie ihr Ziel und schützen das Volk wider Erwarten und Hoffen nicht vor Niederlagen, dann werden es vielleicht Die büßen, die zu solcher Reuerung riethen. Wird das Volk dann in seine Vergangenheit, seine Isolirung zurückkehren? Die Großmächte haben ihm den Handel aufgezwungen und werden es nie mehr von diesem Zwang befreien. Das alte Japan ist tot. Dem besiegten Japaner wäre die Gegenwart zertrümmert und der Rückweg in die Vergangenheit gesperrt. Was bleibt ihm also? Die Knechtschaft?

Nur wenn alle Nothwehrmittel versagt haben, wird der Japaner sich knechten lassen. Er ist nicht Individualist, hält sich nicht für den Endzweck seines Erdenlebens; sein Ziel ist die Gattung, das Volk, als dessen Theilchen er sich fühlt und für dessen Wohl er sich ohne Klage laut opfert. Die Sage erzählt von einem Shogun Kotsuke, der von einem seiner Daimios, Takumi, beleidigt wurde. Dieser Verwegene wurde zum Harikiri verurtheilt, mußte sich also den Bauch aufschlitzen; seine Güter wurden konfisziert und seine Burgen zerstört. Takumis Vasallen zogen in die Berge und schworen, ihren Führer zu rächen. Jahre lang rüsteten sie sich zu diesem Werk. Dann drangen sie, siebenundvierzig Mann, nachts in des Shoguns Schloß. Kotsuke war alt geworden und hatte weder moralische noch physische Kraft mehr. Als die Verschworenen von ihm forderten, er solle sich nun selbst den Bauch aufschlitzen, weigerte er sich. Man tötete ihn, schnitt ihm den Kopf ab und brachte diese Trophäe auf Takumis Grab. Wer aber wähnt, die Rächer hätten nun Tage lang ihren Sieg gefeiert, irrt gewaltig. Sie hatten ihren Zweck erreicht und ihr Leben hatte fortan weder Sinn noch Werth. Alle schlitzen sich den Bauch auf und trankten mit ihrem Blute das Grab ihres Daimio und den Kopf des enthaupteten Shogun. In der japanischen Literatur findet man viele ähnliche Sagen, die dem Volk als Zeichen höchster Frömmigkeit gelten... Die kleinen gelben Männer, die dem Feinde die Waffen entlehnt haben, werden nicht zögern, das Vaterland mit ihren Leibern gegen die Weißen zu vertheidigen.

Lausanne.

Albert Bonnard.



Wassermann und Nire.

Dank der Geschicklichkeit ihres Redakteurs hatte die Bernheimer Abendpost in der ganzen Umgegend von Bernheim Ruf bekommen. Dieser Redakteur, Herr Gustav Nagel, war entschieden eine bedeutende Persönlichkeit und genoß als solche das geziemende Ansehen. Im Verkehr war er schweigsam, ernst und beobachtend; kein guter Redner, wenn er sich nicht extra vorbereitet hatte. Aber wenn er schrieb! Ueberall konnte er einspringen: beim Leitartikel und im Feuilleton, das sein Hauptsach war, im Gerichtssaal und im Lokalen. Und gar erst seine Buch und Theater-Besprechungen! Welcher Geist! Er hatte oft eine ganz merkwürdige Art, Triviales und treffende, tief sinnige Sätze neben einander zu stellen, an Geschmacklosem Geschmack zu finden und wieder Artikel voll Gedankentüchtigkeit in geradezu klassischem Stil zu schreiben. Kurz, er bot immer Ueberraschungen. Darin zeige sich eben das Geniale seiner Beanspruchung, sagte Peter Mayer, der Bürgermeister von Bernheim. Und Der mußte es wissen, denn er hatte viele Jahre in Wien gelebt, dort studirt und mit den hervorragendsten Schriftstellern verkehrt, — wie er erzählte.

Noch eine zweite Zeitung existirte in Bernheim: der Morgenbote. Er gehörte einer anderen Partei an und brachte mehr Belletristisches. Sonst aber vertrugen sich Morgenbote und Abendpost gut und waren ziemlich gleichartig; oder, richtiger gesagt: wollten es sein, denn die Thätigkeit Nagels machte dem Morgenboten das Konkurriren schwer.

Peter Mayer, der sich für beide Zeitungen gleich lebhaft interessirte und mit Gustav Nagel befreundet war, meldete dem Freund eines Tages, daß der Morgenbote einen neuen Redakteur ausfindig gemacht habe, der soeben eingetroffen sei. „Ein eminent gescheiter Kopf, sage ich Ihnen, Herr Nagel! Er war bei den Braunburger Nachrichten und die habe ich im Casé oft gelesen. Diese Feuilletons! Beinahe wie Ihre. Deshalb hat sich der Morgenbote wahrscheinlich auch so bemüht, ihn zu kriegen.“

Gustav Nagel fuhr auf und runzelte die Stirn. Der Bürgermeister bemerkte es nicht. „Wissen Sie übrigens — Das fällt mir jetzt erst auf —; der Mensch hat merkwürdige Aehnlichkeit mit Ihnen in seinen Ansichten und seiner Ausdruckweise.“

Nagels Stirn umwölkte sich immer mehr.

„Schade nur, daß Sie Beide nicht lustiger sind. Für die große Menge reden Sie doch zu ernst und zu klug. Na, ich werde Sie und den Neuen, Robert Hermann heißt er, zu einem fidelen Abend einladen; vielleicht thauen Sie da auf. Adieu.“

Bestimmt blieb Gustav Nagel zurück. Nach einer Weile ließ er sich vom Diener alle vorhandenen Exemplare der Braunburger Nachrichten aus dem Kaffeekaus holen, nahm sie mit nach Hause, schloß sich ein und machte sich an die Lecture. Immer erregter wurde er dabei, sprang auf, fuhr sich wild durch die Haare und schleuderte endlich voll Zorn ein Buch von seinem Schreibtisch auf die Erde, daß es mit höhnisch auseinander klaffenden Deckelhälften liegen blieb.

Zur selben Zeit geschah etwas Merkwürdiges. Robert Hermann, dem der Bürgermeister auch von der frappirenden Uebereinstimmung seiner Ansichten

mit denen Nagels erzählt hatte, war nicht minder verächtlich geworden und hatte sich einen Jahrgang der Abendpost kommen lassen; auch er schloß sich ein, las, wurde immer erregter und fuhr endlich mit den Händen wild nach der Blase. So waren denn seine und Nagels Schreibweise sogar in ihrer Wirkung auf einander gleich.

Bei dem fidelem Abend, den der Bürgermeister veranstaltete, lernten die Beiden einander kennen. An Robert Hermann war von Erregung nichts mehr zu merken. Mit größter Liebenswürdigkeit kam er dem Anderen entgegen und zeigte sich sehr ercent, die Bekanntschaft seines „hochgeschätzten Kollegen“ zu machen. Gustav Nagel dagegen war bleich, düster, entschlossen, auf seiner Hut zu sein. Seit einigen Tagen litt er an einer fixen Idee. Er hatte für das Sonntagsblatt wähsam einen langen Artikel über italienische Literatur geschrieben. Unablässig verfolgte ihn die Vorstellung, Robert Hermann könne noch vor ihm das selbe Thema behandeln, mit dieser unheimlichen Aehnlichkeit der Gedanken. Wie eine grüßliche Erscheinung sah er schon täglich, wenn er den Morgenboten mit Artikeln Hermanns in die Hand nahm, seine Anfangsworte darin stehen: „Die italienischen Schriftsteller sind schwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Prosaiter werden Poeten, ehe man sichs versteht, weil sie Das, was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren schon gleich aus zweiter Hand empfangen.“

Robert Hermann brachte einen schwungvollen Trinkspruch auf seinen „lieben Kollegen“ Gustav Nagel aus, eine bewundernde Lobrede. Verwirrt erwachte Nagel aus seinem Sinnen, konnte aber nicht erwidern. Ihm ging immer nur die Frage durch den Kopf: Herr, werden Sie auch über italienische Literatur schreiben?

Am Tage nach diesem Abend klopfte es bei Robert Hermann und auf sein „Dereim!“ trat Gustav Nagel ein.

„Sie werden vermuthen, weshalb ich komme?“

„Ja,“ entgegnete Hermann, „ich vermuthete es, denn ich hatte auch schon das Bedürfniß, mit Ihnen zu sprechen.“ Der Andere reichte ihm eine Nummer der Braunburger Nachrichten. „Hier: lesen Sie einmal die angestrichene Stelle.“

Robert Hermann las: „Wenn man auch keine Art der Produktion aus dem Reich der Literatur ausschließen kann und soll, so besteht denn doch das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß, wenn irgend eine Art von wunderlicher Komposition sich hervorthat, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann noch mag, wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen mit sich reißt.“

„Genau das Selbe, fast mit den selben Worten, habe ich einmal in einem Feuilleton über Gerhart Hauptmann geschrieben,“ unterbrach ihn hier Nagel. „Das ist nur ein Beispiel. Nicht brauche ich Ihnen nicht zu sagen.“

„Und vor Ihnen hatte ich es über einen Anderen geschrieben? Fatal!“ meinte Hermann trocken. „Nein, mehr brauchen Sie mir nicht zu sagen.“

„So kann es nicht weiter gehen. Einer von uns muß fort!“

„Wenn Sie gehen wollten, lieber Kollege, thäte es mir leid; ich gehe nicht,“ erwiderte Hermann mit unerschütterlicher Ruhe.

„Wollen Sie vielleicht Ihre Schreibart ändern?“

„Das Selbe könnte ich Sie fragen.“

„Fürchten Sie nicht . . .“

„Ja, fürchten Sie denn nichts?“

Gustav Nagel schüttelte seine Mähne und sah düster brütend vor sich hin.

Robert Hermann ging, die Hände in den Hosentaschen, eine Cigarette rauchend, gelassen auf und ab.

„Sehen Sie“, sagte er endlich: „Sie nehmen das Ganze viel zu tragisch. Bei Ihrer Literaturkenntniß“ — der Andere zuckte zusammen — „kennen Sie gewiß das Gedicht (ich glaube, es ist von Heine), das Wassermann und Rige, von Allen unerkant, beim Tanz einander begegnen und an gewissen Zeichen erkennen und fliehen läßt. So geht es jetzt uns; nur brauchen wir einander schließlich nicht zu meiden, sondern müssen uns unterstützen, wenn wir klug sein wollen. Da wäre noch Etwas zu citiren: „Laßt Nationen wie Individuen nur einander kennen und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung verwandeln und statt natürlicher Feinde werden wir Alle natürliche Freunde sein.“ Sie wissen sicher, wo Das steht.“

„In einem Brief Carlyles an Goethe“, hauchte Nagel düster. „Ganz recht; ich habe es in einem Nachwort über den Burenkrieg gesagt. Wie ich nun über unsere Sache denke, hat Ihnen mein Trinkspruch gezeigt. Unsere Parole sei: Verständigung und gegenseitiges Lob. Und wir bleiben Beide . . . Aber bequemer ist's freilich, wenn ich Ihnen das bisherige Gebiet allein überlasse und mich altfranzösischen Dichtern und Denkern zuwende. Meine Mutter war eine Französin und ich beherrsche die Sprache vollkommen. Da ist viel zu holen und es ist auch noch ungefährlicher.“

Fast neidvoll sah der Andere ihn an und seufzte erleichtert.

„Es ist ja fatal, daß wir uns so begegnen mußten,“ fuhr Hermann fort; „na, es hätte aber noch schlimmer kommen können. Auf gegenseitige Discretion und Hochachtung dürfen wir jetzt wenigstens rechnen.“

Nagel lächelte gezwungen und wollte gehen. Noch einmal hielt ihn Hermann zurück. „Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen zu machen; wir thun doch ein gutes Werk. Goethe sagt irgendwo, Alles sei schon einmal gedacht worden; man müsse es eben noch einmal denken. Die Nocheinmaldenkenden sind wir. Die Bernheimer denken überhaupt nichts. Und die Gedanken des alten Herrn sind werth, nochmal wiedergekaut zu werden. Wir müssen sie ja auch mundgerecht und modern machen. In ihrer alten Form beachtet sie doch Keiner. Ja, nebenbei bemerkt: zu der Anschaffung der französischen Werke, die ich jetzt brauchen werde, möchte ich bei Ihnen eine kleine Anleihe machen; sie sind theuer.“

„Mit größtem Vergnügen,“ versicherte Gustav Nagel und zog seine Börse. „Nur . . . ich habe gerade nicht so viel bei mir . . .“

„Natürlich; wir haben nie so viel bei uns; aber es hat keine Eile. Inzwischen werden wir uns schon noch auf dem selben Gebiet verständigen. Kann ich Ihnen vielleicht mit meiner Goethe-Ausgabe dienen? Sie ist sehr alt und hat viele ganz unbekannte Stellen.“

„Danke; meine genügt mir,“ sagte Nagel und ging. . . Der Artikel über italienische Literatur in der Bernheimer Abendpost gefiel allgemein.



Anzeigen.

Weibliche Schönheit. Kritische Betrachtungen über die Darstellung des Nackten in Malerei und Photographie vom Dr. Bruno Meyer, Professor der Kunstgeschichte, mit Altstudien vom Professor Hermann Ludwig von Jan und einer Einleitung vom Regierungsrath Ludwig Schrank. Dedelzeichnung vom Kunstmaler Hans Gyenis Kartsy in München. Stuttgart, Kunstverlag von Klemm & Beckmann. 1904, gebunden 15 Mark.

Schon seit Jahren ist es bekannt, daß der strasburger Kultur- und Kunsthistoriker Professor Hermann Ludwig von Jan sich als ausgezeichnete photographischer Dilettant mit malerischen Altaufnahmen beschäftigt. Auf verschiedenen Fachausstellungen hat er solche Werke vorgeführt und im In- und Ausland mit seinen ungewöhnlich schönen Arbeiten Ehre eingelegt. Trotzdem sind die Sachen in weiteren Kreisen kaum bekannt geworden; und so empfahl sich der Gedanke, eine Auswahl der besten Stücke in einer handlichen Form und in wirklich guten, den Originalen möglichst vollkommen gerecht werdenden Nachbildungen dem Publikum zugänglich zu machen. Aber man weiß ja, welche Vorurtheile selbst in dem sogenannten gebildeten Publikum diesen Dingen entgegenstehen; es wäre einigermaßen gewagt erschienen, ohne irgendwelche Einführung oder Befürwortung mit einer solchen Sammlung hervorzutreten. Deshalb wurde der Wunsch ausgesprochen, die Publikation mit einer Reihe von Erörterungen zu begleiten, die sich mehr oder minder eng an das hier unmittelbar Gegebene anlehnen sollten. Dieser dankbaren Aufgabe habe ich, als die Aufforderung kam, mich um so lieber unterzogen, als ich mich schon seit Jahrzehnten mit der Photographie, besonders der wirklich künstlerischen, beschäftigt und eben so lange — bei leider häufig gebotenen Gelegenheiten — für die Berechtigung der Kunst, gewisse Schranken der Wohlansständigkeit, die das Leben fordert, in ihrem Bereich nicht anzuerkennen, manchmal in recht lebhafter Polemik eingetreten bin. Es lag in der Natur der Aufgabe, daß wesentlich Neues kaum gegeben werden konnte. Aber vielleicht war noch nie die Gelegenheit so günstig für die Beantwortung aller hierher gehörigen Fragen. Um der Bestimmung des Buches für ein größeres, mehr auf Genuß als auf Belehrung ausgehendes Publikum zu entsprechen, mußte sich die Darstellung in möglichst leichten Formen bewegen. Das wird auch die Leser wohl nicht belästigen, die das Buch mit ernstlicher Absicht in die Hand nehmen. Auch sie werden bald erkennen, daß nicht oberflächlich gedacht zu sein braucht, was sich in der Form leicht und gefällig darstellt; gerade die Dinge, denen man am Vängsten nachgedacht hat, kann man scheinbar mühelos behandeln. Das Wichtigste sind und bleiben freilich die Nachbildungen, für deren drucktechnische Vollenkung Alles gethan worden ist, was gethan werden konnte.

Professor Dr. Bruno Meyer.

Gustav Rahenhofer und seine Philosophie. Hugo Schildberger, Berlin. 1 Mark.

Unter den philosophischen Denkern unserer Zeit nimmt der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Gustav Rahenhofer eine hervorragende Stelle ein. Sein System liegt in sieben Bänden bearbeitet vor. Seine geistige Durchbringung

bietet erhebliche Schwierigkeiten. Durch meine kurze Darstellung möchte ich allen philosophisch Interessirten einen Dienst erweisen. Dem Denker selbst möchte ich den Weg in die weiteren Kreise der Gebildeten bahnen helfen; denn sein System enthält viele Gedanken, die eine höchst werthvolle Bereicherung unseres Bewußtseinsinhaltes werden können. Für mich hat mein Buch den Werth einer kritischen Auseinandersetzung mit Rosenhofer. Aber nicht nur als Philosoph, sondern auch als Persönlichkeit ist Gustav Rosenhofer anziehend und interessant. Er hat als Uhrmacherlehrling angefangen und ist jetzt Feldmarschall Lieutenant und Präsident des Militär-Obergerichtes in Wien.

Charlottenburg.

Dr. Otto Grambow.

Seele. Von Willy Geiger. Ein Cylus von 30 Tuschzeichnungen in Lichtdruck reproduziert von der Verlagsanstalt F. Brudmann & Co., München. Verlag Dr. Marchlewski & Co. München. 20 Mark.

Von den Originalen dieser Rappe erhielt ich den Eindruck, der mich bestimmte, dem Künstler für die Herausgabe meine technische Erfahrung anzubieten. Die Gedankenwelt des Cylus brauchte deshalb nicht auch meine zu sein. Die nähere Bekanntschaft mit dem Künstler hat diese Perspektive nicht verschoben. Sie hat sie erklärt. Mein Eindruck war nicht literarische Sensation; ich fand Unmittelbarkeit, Wahrhaftigkeit, in den meisten Blättern konstruktive Lösungen. Viele unserer jungen Graphiker kamen ja fertig auf die Welt. Physiologisch irgendwie endgiltig verzeichnet. Das besagt an sich nichts gegen Kunst innerhalb dieser Grenzen, bestimmt aber das Gebiet der Wirksamkeit. Hier sah ich außer einer naive sicheren Technik einen von gutem Grunde aus zu universeller Betrachtung geschickten Geist. Auch sichere Anfänge einer durchaus eigenthümlichen Formensprache. Ich hoffe auf diesen Künstler.

München-Gern.

Richard Scheid.

Zehn Gesänge zu Dichtungen von Else Lasker-Schüler. Verlag Paul Reineke, Berlin.

Meine Absicht war, nicht Musik über ein Gedicht zu schreiben, also nicht von ungefähr die Stimmung zu treffen, sondern Beides so innig mit einander zu verschmelzen, daß Eins ohne das Andere gar nicht mehr denkbar ist. Wie mir scheint, schadet es gar nicht, wenn die Musik ohne die Worte keinen „Sinn“ giebt, also absolut nicht wirkt. Das ist auch nicht die Aufgabe des Gesangsmelos. Er soll aber nicht etwa rezitativische Deklamation sein, sondern nur die Musik tönen lassen, die vom Ursprung an latent gerade in dem gewählten Gedicht enthalten war. Das Klavier hat natürlich nicht nur zu begleiten oder in Tönen zu malen, sondern hält die Grundstimmung, die Tendenz der Dichtung fest. Man wird behaupten, daß dieses Prinzip antimusikalisch, literarisch ist; es ist aber nur die konsequente Folge der Bewegung, die nun schon bald fünfzig Jahre alt ist und mit der Revolution der Oper einsetzte. Es ist hoch an der Zeit, daß auch das Lied nicht nur einfach, wie bisher, die Grundzüge des Musikdramas aufnimmt noch lediglih aus dem „unerhöpflischen Vorn des Volksliedes“ weiter schöpft, sondern sich selbständig nach seinem eigenthümlichen Wesen entwickelt.

Herwarth Walden.

Naturbetrachtung und Naturerkenntniß im Alterthum. Vof in Hamburg.

Dieser Versuch will in knapper Fassung zeigen, wie sich die Naturbetrachtung und Naturerkenntniß des Alterthumes zur Wissenschaft herausgestalten. Das verlangte ganz besondere Rücksicht auf theoretische Ideengänge und ihre psychischen Voraussetzungen. Vielleicht dürfte es daher Manchem als eine gewisse Einseitigkeit erscheinen, daß ich naturwissenschaftliche Historie auf den selben Hintergrund projizire, vor dem man auch Geschichte der Philosophie, der Kunst, der Religion zu stellen pflegt. Das Fühlen und Wollen der Wirklichkeit, das in der Geschichte der Naturforschung so deutlich redet, schien mir diese Art von Darstellung und Zusammenfassung zu verlangen.

Großlichterfelde.

Dr. Franz Strunz.

Auf rother Erde. Schuster & Köfler, Berlin.

Ich wollte von westfälischem Recht schreiben, das heilig ist und doch so ungerecht. Habe es an Menschen gezeigt, die von diesem ungerechten Recht zerstampft werden, ruhig den Nacken beugen, wie vor etwas Unabänderlichem; die Knechte werden; oder heimatlos werden, weil sie das Unglück haben, jüngere Söhne zu sein: Knechte ihrer Brüder; Knechte auf dem väterlichen Hof. Denn der Hof vererbt sich vom Ältesten auf den Ältesten, sagt das Gesetz. Daneben aber zeige ich den starkköpfigen, stolzen Patriarchen, den Tyrannen des Hofes; seine Frau, die nur seine Skavin ist; zeige die Männer, die saugrob sind und doch so treu und ehrlich; das Land der tausendjährigen Eichen; die Erde, gebüht und roth geworden von dem Blut stolzer Mannen: das Land der wilden Rosen mit seinem ganzen Zauber. Der Bürger köstlichen Humor stelle ich dem Muckertum gegenüber; die freie, stolze Tochter des Hofes den Kleinbürgerinnen; dem stolzen Herrn den stolzen Knecht. Ja, auch die Knechte sind dort stolz. Und haben einen wägenden Blick. Und „de Här“ ist der König in ihren Augen. Und des Herrn Macht ihr Stolz.

Königswusterhausen.

Meta Schoepp.

Was errettet uns aus der Kolonialmüdigkeit? Bericht über die von der Ortsgruppe Berlin des Alldeutschen Verbandes am vierten Februar 1904 im Berliner Architektenhaus veranstaltete Versammlung. Berlin, Süssrott.

Zu einer Selbstanzeige bin ich in diesem Fall nur insofern berechtigt, als ich Erster Vorsitzender der Körperschaft bin, die diese Versammlung veranstaltet und auf den Wunsch des Verlegers den Bericht herausgegeben hat. In der Versammlung haben die Männer gesprochen, die meinen politischen Freunden zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage am Meisten berufen erschienen: General von Liebert, der früher Gouverneur von Ostafrika, Dr. Joachim Graf Pfeil und Dr. Passarge. Der frühere Landeshauptmann von Südwestafrika, Major von François, war am Erscheinen verhindert und hatte sich brieflich geäußert. Er und alle drei genannten Redner stimmten mit uns in dem Urtheil überein, daß die Kolonialmüdigkeit, die heute selbst die besten Kreise der Nation ergriffen hat, ihre Ursache in der seit Bismarcks Entlassung herrschenden Programmlosigkeit der Kolonialregierung hat. Im Namen meiner Ortsgruppe erbitte ich mir deshalb die Aufmerksamkeit der Leser der „Zukunft“ für den Bericht. Ich bin überzeugt, daß sie uns diese Anregung danken werden. Fritz Bley.

Helios.

Am deutschen Gründerhorizont sind die Umrisse eines neuen Skandals wahrnehmbar. Er knüpft sich an die schon so viel genannte Elektrizitätsgesellschaft „Helios“ in Köln und umspinnet deren Schutzherrn, die 1897 die Aktien dieses Unternehmens mit dem nicht zu verachtenden Kagio von 76 Prozent, also zum Kurs von 176, in die Berliner Börse einführten, dann dafür sorgten, daß sich das Publikum bis zu einem Preis von 198 hinauf für das Werthpapier (*lucus a non lucendo*) begeisterte, und schließlich mit frommem Augenaufschlag die Hände falteten, als nach raschem Kräfteverfall die Notirung bis auf 7 Prozent sank und bald darauf ganz und gar von der Bildfläche verschwand. Ein brüsseler Bankier, der noch in den guten Zeiten von dem an Helios interessirten Bankenconsortium einen größeren Aktienposten erworben und bis auf einen kleinen Rest auch bezogen hatte, wurde während, als seine Spekulation in Widerspruch mit der Kursbewegung gerieth, und verklagte das Consortium auf Entschädigung. Der technische Ausdruck lautet in solchen Fällen nicht: Differenzenzinsband, sondern: Negreß. Wenn der Kläger darauf gerechnet hatte, daß ihm über kurz oder lang irgend eine Entthüllung nützlich werden müsse, da der Helios eine Blase sei, an die man nur zu rühren brauche, um sie zum Platzen zu bringen, dann war er nicht schlecht berathen. In der ersten Instanz, vor dem Landgericht Köln, wurde er noch abgewiesen. Es kam zu keiner Entthüllung; und da er den Beweis für die behauptete Thatsache schuldig blieb, daß er von der eigenen Kundschaft zum Rückkauf von Helios-Aktien gezwungen worden sei, blühte ihm kein Erfolg. Das brüsseler Haus ließ sich aber nicht abschrecken. In der zweiten Instanz, vor der jetzt der Prozeß schwebt, wurde das schwere Geschütz aufgeföhren. Und die Folge ist, daß plötzlich aus dem Civilverfahren ein Strafprozeß sich entwickeln will. Der brüsseler Bankier wirft dem Helios und dessen Patronen betrügerische Verschleierung vor. Im Geschäftsjahr 1899/1900 übernahm der Helios die Elektrizitäts-Aktiengesellschaft von Feltz Singer & Co. auf Grund des Standes vom achtundzwanzigsten Februar 1900. Bei der Gewinnberechnung des Helios für dieses Jahr mußte also der Werth oder Unwerth der Singer-Gesellschaft berücksichtigt werden. Jedermann aus dem Volk mußte nun glauben, dieser Erwerb sei für den Helios ein Glück gewesen; denn das auf den Namen des Sonnengottes getaufte Unternehmen vertheilte im Herbst 1900 pro 1899/1900 noch 7 Prozent Dividende und wies einen Reingewinn von 1,600,000 Mark auf das damalige Aktienkapital von 16 Millionen Mark nach. Der Jahresbericht, der im November 1900 erschien, ging über den Ankauf der Singer-Gesellschaft mit einigen Phrasen hinweg, die keinerlei Bedenken erregen konnten. „Auf den Geschäftsgewinn ist die Singer-Transaktion ohne Einfluß geblieben.“ „Die Aktien von Singer & Co. haben wir im Lauf des Geschäftsjahres auf den Betrag von 1 Million Mark voll eingezahlt. Die Bau- und Lieferungsverträge von Singer sind der Einfachheit halber zum großen Theil auf unsere Firma (Helios) übergegangen und befinden sich in der Abwicklung; den Sitz der Singer-Gesellschaft haben wir nach Köln verlegt.“ Und so weiter in dem üblichen Geschäftsberichtstil, bei dem man einschlafen kann. Einige Monate vor Erklärung der Dividende aber und vor Abfassung des Berichtes, nämlich am einunddreißigsten Juli 1900, hat der Chef des Kölner Bank-

hauses Elzbacher, das in schöner Gemeinschaft mit der Deutschen Effekten- und Wechselbank und der Berliner Bank das vorhin erwähnte Konfortium bildete, an eine Koryphäe der Berliner Bank geschrieben: „Die Ultimo-Februar-Bilanz von Singer (die der Uebernahme zu Grunde lag) ist fertiggestellt; und es zeigt sich immer mehr, daß die vorjährige Bilanz gefälscht war; zum Beispiel: in der vorjährigen Bilanz ist ein antizipirter Gewinn aus Thorn von ca. 186000 Mark verrechnet worden und jetzt stellt sich heraus, daß der Bau Thorn im Ganzen einen Verlust von 200000 Mark brachte.“ (Antizipirter Gewinn ist gut; sonst pflegt man zwar manchen bereits effektuirten Gewinn unterrechnet ins neue Jahr hinüberzunehmen, aber Gewinne antizipando verrechnen: dieses Kuriosum hat man bisher nicht gekannt.) Und weiter heißt es in dem Brief: „Ähnlich verhält es sich mit dem Lichtwerk Viegny u. s. w. Ich werde unter diesen Umständen persönlich die ganze Situation prüfen, bevor Etwas in dieser Sache geschieht. Das aber ist mir schon gewiß, daß Singer ins Zuchthaus gehörte und der Aufsichtsrath der Singer-Gesellschaft im höchsten Grade kompromittirt ist; denn seiner Pflicht zur Prüfung ist er gar nicht nachgekommen, sonst hätte er solche graße Dinge konstatiren müssen. Die Bilanz schließt mit über 800000 Mark Verlust, wesentlich entstanden durch den zu Unrecht im Vorjahr verrechneten antizipirten Gewinn.“ Herr Singer ist aber bisher noch immer nicht ins Zuchthaus gekommen; und seinem Aufsichtsrath ist auch kein Haar gekrümmt worden. Herr Elzbacher hielt es, nachdem er „die ganze Situation“ geprüft hatte, nicht mehr für angemessen, „Etwas in der Sache geschehen zu lassen“. So sehr ihn die Entdeckung des Schwindels erschütterte hatte: als Mann, der im praktischen Leben steht und höheren Ehrgeiz besitzt als den, durch den Helios berühmt zu werden, kam er bald zu der Einsicht, daß Schweigen in diesem Fall sicherlich Gold, Neben allerhöchstens Silber, vielleicht Nickel sei. Und ihm muß sich der Adressat des Zornbriefes, der Herr, der in der Berliner Bank die Fäden spannt, aus voller Seele angeschlossen haben. Diskretion natürlich Ehrensache. „Begraben wir die Geschichte, bei der ja doch nichts Bortheilhaftes herauskommt.“

So präsentirten sich Dividende und Geschäftsbericht des Helios im Herbst 1900 denn in tabelloser Pracht, des Lobes aller Eblen werth. Es war der letzte stolze Morgengruss des Sonnengottes. Nie wieder hat seitdem der Helios eine Dividende vertheilt. Schon im nächsten Jahr war mehr als die Hälfte des Aktienkapitals verloren und nur durch die Heranziehung des Reservefonds konnte die Anmeldung des Konkurses vermieden werden. Aber der Geschäftsbericht, der diese riesige, in einem einzigen Jahre herausgewirthschaftete Unterbilanz von 5 Millionen Mark erläutern sollte, enthielt über Singer noch viel weniger als der vorige. Zwei arme Zeilen: „Die Singer & S. hat die Abwicklung ihrer Geschäfte im abgelaufenen Jahr fortgesetzt; dabei ergab sich ein Verlust, der abgeschrieben ist.“ Freilich kann Singer mit all seinen Fälschungen nicht die ganze Katastrophe verschuldet haben. Aber die Singer-Affaire wird wohl auch nicht die einzige Schmutzquelle gewesen sein, die die Helden des Helios und seines Bankenkongressums verstopften, aus Furcht, selbst bespritzt zu werden und in der Öffentlichkeit bemerkt dazustehen. In den späteren Geschäftsberichten des Helios mußte natürlich „der jähe Umschwung nach einer längeren Periode mächtigen Aufblühens von Industrie und Handel“, die „Jugend der deutschen elektro-

technischen Industrie", und wie die bei faulen Leuten beliebten Phrasenklepper sonst heißen mögen, herhalten, um die Aktionäre über die Wahrheit hinwegzutäuschen. Was kann eine Direktion und ein Aufsichtsrath den Aktionären schließlich erzählen, nachdem sie ihnen das halbe Kapital verloren haben? Auf das schlimme Ergebnis von 1900/1901 folgte das noch schlimmere von 1901/1902. Die Unterbilanz war von 5 auf 8,8 Millionen angeschwollen. Jetzt wurde „sanirt“. Sechzehn Millionen Mark kostete die Kur; denn so viel betrug der Buchgewinn, den die Sanirung abwarf. „Wir verkennen nicht" — mit diesen Worten empfahl die Helios-Direktion, die nicht mehr wagte, sich mit allen Namen in den Geschäftsbericht zu setzen, die Sanirung —, „daß die vorgeschlagene Rekonstruktion den Aktionären schwere Opfer zumuthet; wir hoffen aber, daß diese Opfer nicht vergeblich gebracht sein werden und daß die Gesellschaft in Zukunft befriedigenden Gewinn erzielen wird; unser Geschäftsbericht läßt ja erkennen, daß bereits das laufende Jahr unter wesentlich günstigeren Arbeitsbedingungen begonnen hat". Diese leeren Versprechungen, von denen sich die Aktionäre abermals betören ließen, wurden im folgenden Abschluß mit der Verkündung eines neuen Verlustes von 1,3 Millionen Mark eingelebt, der den letzten Rest des Sanirungszuflusses aufzehrte. Das war der psychologische Moment für den erwähnten Augenaufschlag über fromm gefalteten Händen. An uns liegt es nicht, riefen die Direktoren; warum habt Ihr unsere Schande an die große Glocke gehängt? „Bei Vorlegung des Geschäftsberichtes für das Jahr 1901/1902 sprachen wir die Erwartung aus, daß es uns in dem jetzt abgelaufenen Jahr 1902/1903 gelingen werde, ein befriedigendes Ergebnis zu erzielen; diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, vielmehr hat das Erscheinen unseres letztjährigen Geschäftsberichtes, die Sanirung u. s. w. und die Besprechung dieser Thatfachen in der Öffentlichkeit ein fast vollständiges Stocken in dem Eingehen neuer Aufträge zur Folge gehabt." Eine gewisse Schadenfreude war aus diesen Worten herauszulesen; sie erinnerten an den Freudenschrei des merkwürdigen Spaziergängers, der im Winter vor einem Haus hinsinkt und sich ein Bein bricht, weil, wider die Polizeivorschrift, kein Sand gestreut ist: „Geschick dem Portier ganz recht! Warum hat er seine Pflicht versäumt!"

Im Juli 1900 spätestens hat Herr Elybacher die Betrügereien in Singers Bilanz entdeckt und von diesem Monat an sank der Kurs der Helios-Aktien systematisch, bis er am Ende des selben Jahres unter Pari gefallen war, — unter Pari, nachdem erst vor Kurzem 7 Prozent Dividende vertheilt worden waren! Da muß man sich Gedanken machen, ob man will oder nicht. Nichts ist leichter, als einer Effektentransaktion einen Schleier anzuhängen, der sie dem prüfenden Blick entzieht. Deshalb wäre es ein müßiges Beginnen, in den Büchern der interessirten Firmen den Spuren der Verkäufe von Helios-Aktien nachzugehen. Hier kommt es auf die Logik an, nicht auf dokumentarische Beläge. Wenn es aber noch eines Beweises dafür bedürfte, daß die Helioskrute sich auf Verschleiern im Allgemeinen, nicht nur auf ein gelegentliches Abenteuer, verstehen, so wird er durch ihr Verfahren mit den Aktien der brüsseler Union de Tramways vollausgebracht. Von den Aktien dieser Trustgesellschaft — die hauptsächlich an den Straßenbahnen von Charkow, Tiflis, Witebsk und Orel theilhaftig ist — übernahm der Helios vor einem Jahr zu seinen alten 40 000 vollgezahlten noch 50 000 junge Stücke, die aber nur mit 10 Prozent eingezahlt

wurden und einfach den Zweck hatten, dem Helios eine billige Majorität in der Verwaltung zu sichern. Aber wozu? Im vorletzten Geschäftsberichte des Helios waren auch für die Union günstigere Resultate in Aussicht gestellt worden. Solche Prognose hatte man längst erhofft, nachdem diese im Jahr 1895 mit 6 Millionen Francs gegründet und schließlich mit 12 $\frac{1}{2}$ Millionen Francs Kapital ausgestattete Gesellschaft in Folge großer Schulden und unerlässlicher Abschreibungen sich gleich dem Helios, auf den Dividendenstrife verlegt hatte. Statt nun den Helios-Aktionären wenigstens die Hoffnung auf einen Ertrag aus den Union-Aktien zu belassen, mit deren fetten Zukunftsgewinnen man ihnen den Mund wässrig gemacht hatte, entschloß sich die Helios-Bewaltung im laufenden Geschäftsjahr urplötzlich, Alles, was sie an solchen Aktien besaß, an einen brüsseler Interessenten abzustoßen. Zu welchem Preis? Das weiß außer den unmittelbar Beteiligten kein Mensch. Wahrscheinlich wirds nicht gerade ein Kurs gewesen sein, mit dem sich der Helios sehen lassen kann; denn das Papier wurde zur Zeit dieser Transaktion an der brüsseler Börse zu 35 notirt, — und auch dieser Kurs war nur nominell. Außerdem wäre der Helios gewiß nicht so diskret geblieben, hätte er seine Aktionäre sicher ins Vertrauen gezogen, wenn er im Stande gewesen wäre, ihnen etwas Gutes zu berichten. Die Hauptfrage aber, wer der Käufer war, ist bis heute eben so wenig beantwortet wie die nach dem Preis. Nur Vermuthungen haben sich vorgewagt; sie suchen darauf, daß Herrhardt, der Direktor der brüsseler Caluso d'Escompte et de Crédit, als Vermittler fungirt hat. Die belgischen Aktionäre der Union, denen durch die Ueberrumpelung mit den nur zu 10 Prozent eingezahlten jungen Aktien im vorigen Jahr die Majorität entrißen wurde, sind natürlich gespannt, zu wissen, wer ihnen jetzt für die noch zu entrichtenden 90 Prozent von der letzten Emission haßbar ist. Ihre Neugier ist jedoch noch unbefriedigt und sie müssen sich inzwischen damit begnügen, auf den Helios zu schimpfen. Was man ihnen nicht verargen kann.

Wie tief aber müssen die Abgründe sein, die das Effektenkonto des Helios noch birgt, wenn schon über eine solche Transaktion, an der doch nichts mehr zu verbergen sein sollte, ein so dick er Schleier gespreitet wird! In der letzten Generalversammlung des Helios lehnte die Direktion auf die Frage eines Aktionärs jede Auskunft über den Buchwerth ihrer Beteiligungen mit der Begründung ab, „daß sie diese Werthe früher oder später zu veräußern gedenke und gegen das Interesse der Gesellschaft handeln würde, wenn sie die Buchwerthe angeben wollte.“ Ganz wie in der letzten Generalversammlung der Diskontogesellschaft. Da nicht anzunehmen ist, daß dieses ehrwürdige Institut es dem Helios nachgemacht hat, so liegt hier offenbar wieder eine der „Antizipationen“ vor, die bei der ehrsamten kölner Gesellschaft so beliebt sind. Die Aktionäre des Helios könnten von einem Wunder sprechen, wenn ihnen im Jahr 1904 ein viel besserer Abschluß vorgelegt würde als im letzten. Rächterne Beurtheiler aber glauben weder im Allgemeinen noch gar in diesem Spezialfall an Wunder. Der Helios wird nicht mehr lange zu leben haben. Diese Sonne neigt sich dem Untergang zu. Ueber ein Kleines wird aus irgend einem berliner Concern, aber nicht aus dem der Berliner Bank, ein Sanitätsrath eintreffen, der die Gesellschaft zu Tode kuriren wird. Auf ihr Grab mag man dann schreiben, daß in Aufsichtsräthen und Direktionen die gewissenlosen Drucker, im Publikum die Dummen noch immer nicht alle werden. Dis.

Theater.

Der Vortritt gebührt den Toten. Ehe wir die Werke betrachten, die auf unseren Bühnen überwintern durften, wollen wir einen Blick auf die Gräber werfen. Da ruht, was „nicht ging“, was an den ersten Lebensabenden nicht den Minimalbetrag einbrachte, den der Theatergeschäftsmann zur Deckung seiner Spesen braucht. Aus dem Bezirk dieses Totenlandes kehrt selten Einer ins helle Rampenreich zurück. Das, heißt, zog ja schon nicht, als es neu war, hat schon damals „nichts gemacht“. Nur wenn die Persönlichkeit eines Dichters sich endlich dem trägen Massengeschmack aufzwingt oder der Glanz eines Saisonersfolges das Ladenschild einer Mäxlerfirma vergoldet, entschließt Herr Direktor Theopis sich zur Exhumation. Sonst umschleicht er in scheuem Bogen den Friedhof und schnüffelt nebenan, wo, auf der Sonnenseite des Weinberges, die bewährten Marken wachsen, nach jungen Trieben. Der Mäxler, der eine Konjunktur verpaßt hat und mit schlechter Jahresbilanz abschließt, jammert laut, schilt Herrn Omnes, den Direktor, die Spieler und Kritiker und schwört, nie wieder werde er, niemals so seine Kost dem Pöbel serviren. Und auch der Dichter seufzt oft und flucht; was sein inneres Auge geschaut, sein belebender, ordnender Künstlerfönn gestaltet hat, soll sich nun nicht des Lichtes freuen. Am Tag nach der ersten Aufführung bekommt er seine Censur: Hastis brav gemacht; Wirst ausgelacht. Dann schweigt im papiernen Walde die Finkenschast. Hat der Dichter die große Verachtung bloßen „Erfolges“, den großen Glauben an die Fortwirkung aller Energie, so giebt er sich drein, hofft auf die Unsterblichkeit seiner Gestalten und harrt des Tages, da ihr Reiz, ihre Kraft sich dem Blick der Vielzuvielen enthüllen muß. „Sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte.“ Als Heinrich Kleist diese Worte geschrieben hatte, rannen ihm Thränen über die früh verhärmte Wange. „Nun ist sie tot!“ rief er Pful, dem Freunde, schluchzend entgegen. Der von seinem Genius, seinem Dämon entfesselte Sturm hatte in Penthesileens Krone gegriffen, die in troziger Kraft Erblühte rauh aus den Wesenswurzeln gerissen. Ihm hatte sie gelebt, war sie nun gestorben, der er, mit seinem Odem, „den ganzen Schmerz zugleich und Glanz seiner Seele“ gegeben hatte. Was kümmerte ihn die Frage, ob die männliche Tochter des Ares, das Gebild seiner zeugenden Phantasie, heute, morgen oder am Jüngsten Tag die Gründlinge im Parterre zu Thränen rühren werde? Im Grunde war er nur, ihres Schicksals Schöpfer, würdig, sie zu beweinen. Als er vernahm, daß seinen Dorfrichter Eiseskälte von der weimarer Bühne geseucht

habe, hat er nicht geschluckt. . . Und dennoch mahnt gerade dieses Beispiel uns Alle an ernste Pflicht. Wenn der „Zerbrochene Krug“ in Weimar gefallen, irgend ein ausmünderbarer Erfolg den ärmsten Heinrich gelobt, die schwere Lebenswanderung ihm erleichtert hätte, brauchten wir klagend jetzt nicht vor einem viel zu früh geschaukelten Grab am Wannensee zu stehen. Gedenket drum der Toten; Derer, die vielleicht ein Zufall nur, die obstipirte Stimmung einer Abendstunde vom bretternen Thron geweht hat. „Er stieg empor, die Welt ward klein und kleiner; und auf der Höhe, die wir nicht durch Schleichen, die wir nur fliegend oder nie erreichen, ward über ihm der Aether immer reiner. Doch als er nun die Welt nicht mehr erblickte, da hatte sie ihn längst nicht mehr gesehen und frech ihm selbst das Dasein abgesprochen. Nun muß' er darben, wie er einst ersticke. Ihm blieb nichts übrig, als zurückzugehen, — doch lieber hat er seine Form zerbrochen.“ Das hat Hebbel von Kleist gesagt. Laßt es uns nie wieder erleben; nie so starke Form wieder zerbrochen sehen. Laßt uns, bevor wir den Siegern Kränze gewähren oder weigern, dem Wort andächtig lauschen, das, im stolzen Wehgefühl kleistischer Kraft und kleistischer Erlebens, der selbe Dithmarse warnend zu seinen Landsleuten sprach:

Trennt Unsterbliche nur von Unbegrabenen, Freunde!

Alle Unsterblichkeit hat nur ein einziges Maß.

Das ist unsterblich, was lebt, was unverlöbliche Funken

Sprüht, die noch zünden in uns. Glaubt mir: das Andre ist tot!

*

Ein Grab ohne Blumen noch Grün. Ein Drama, das dem Haufen nicht gefiel, von den meisten Kritikern belächelt oder halb mit Erbarmen gelobt wurde und in dem ich den Puls einer Persönlichkeit, das starke Herz eines Poeten pochen höre. Es heißt: „Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend“, ist von dem, wie man erzählt, noch sehr jungen Herrn Wilhelm Schmidt-Bonn gedichtet und im Kleinen Theater aufgeführt worden. Aufgeführt mit all der klugen und leisen Sorgfalt, der ernstesten und bescheidenen Hingebung, an die uns die beiden vom Herrn Reinhardt geleiteten Schauspielhäuser, die besten Bühnen, die Berlin je hatte, gewöhnt haben; und durch die Aufführung dennoch um seinen feinsten Reiz gebracht. Daß die schmalen Brettschen nicht die Landstraße im letzten Winterkleid, an dem schon die Verdien zupsen, zeigen konnten, war kein Unglück, war sogar gut; denn nicht ins Zigeunerreich der Bagantenpoesie waren wir geladen und der unbedachtsam gewählte Titel hätte die Erwartung noch weiter in Ironie geführt, wenn der Regisseur Raum gehabt hätte, auf dem Holzgerüst das weiße Mullgewand auszuspreiten, darin der bräutliche Schoß des

Gebirges erhebend des Werbers harrt, des Lenzes, der mit zärtlicher Wärme das Brautkleidchen von den Gliedern schmeichelt und den entblößten Leib der Liebsten mit Primeln kränzt. Herr Reinhardt gab eine borstige Gestalt, deren Wucht seiner schwächtigen Altmännerweise bisher nicht zuzutrauen war. Das aschblonde Fräulein Höflich war, als Schaffnerin und als Verschmähte, in Weh und Tapferkeit die lieblichste Jungfrau. Die Hauptrolle aber wurde von einem allzu einschüchternen Routinier heruntergeschrien und heruntergefuchelt; von einem Handfesten, der Alles macht, Hellenen und Russen, TeUheim und Peer Gynt, der leider nur niemals das Fallen und Seufzen einer wunden Seele vernahm. Und aus seinem Mund sollte das sieche Herz eines Jünglings sprechen, dem ein Wirbelwind den Vater, die Frau und das Knäblein raubt.

Lukas, der Marienmaler und Evangelist, erzählt die Geschichte vom Verlorenen Sohn, der über Land zog, sein Gut verpraßte, als Sauhirt vergebens um Schweinefutter bat und endlich aus seinem Elend heimkehrte und sprach: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich Dein Sohn heiße. Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und thuet ihm an, gebet ihm einen Fingerring an seine Hand und Schuhe an seine Füße und bringet ein gemästet Kalb her und schlachtet es. Lasset uns essen und fröhlich sein. Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.“ Und da der ältere Sohn murrte, nie sei ihm, des Hofes zuverlässigstem Knecht, ein Bock geschenkt worden, wohl aber Einem, der mit Huren sein Gut verschlang, schwichtigte ihn der Alte: „Du, mein Sohn, bist immer bei mir, und was mein ist, Alles, ist Dein.“ Die Geschichte vom guten Vater, der nicht richtet noch straft: der liebt. Den jungen Schiller hat die Parabel beschäftigt. Schubart hatte sie ins Schwäbische modernisirt; von ihm lieh der Schüler der Stuttgarter Militärakademie den Stoff; auch den Titel sollte das Gleichniß des Evangelisten ihm liefern. Hier, schrieb er im Herbst 1781 an Dalberg, „erscheint endlich der Verlorene Sohn oder die umgeschmolzenen Klüber.“ Und Karl Moor brüestet sich in der Schänke, er werde „wenigstens die Schweine nicht hüten, auch keine Treber fressen.“ Er wird nicht vor den bitteren Ernst solcher Wahl gestellt; Franzens Lügengespinnt drängt sich mit arachnischer Kunst zwischen Vater und Sohn. Das Gedicht des Herrn Wilhelm Schmidt erspart uns plumpe und feine Intrigue; was es geschehen läßt, mußte geschehen, weil zwei Generationen, zwei Weltanschauungen auch ohne böse Zettelung nicht in Eintracht unter dem selben Dach haufen konnten. Aber sein allzu menschlicher Held denkt in letzter Noth noch

des Ahnen: „Ich bin kein Karl Moor“, spricht er und will von der Sonne nur, nicht von bezahlten Talarträgern, den Richterpruch nehmen. Er ist kein Karl Moor; nie unterfing er sich, den Schlaf der Welt zu stören, in Philisterpalästen mit der Mäckerkraft eines Simson die Säulen zu brechen. Auf seine Art zu leben, zu lieben, vermaß er sich nur. Tief aus der Enge reicher Herrnhoffnung, aus der Dienstpflicht des Offiziers, der Pflicht des Sohnes und Auerlobten. Ihm winkte die Welt; doch der Bauernkel konnte sich den besonderen Formen des Kampfes um großstädtisches Dasein nicht anpassen, wurde in diesem Kampf von dem grausamen Gesetz der Selektion besiegt. Ungekrönt kehrt er, ein untüchtig Befundener, heim; mit einem zarten, abgezehrten Weib, in dem zwei Leben wohnen, und einem sterbenden Knaben. Für sie hat er, als jedes redliche Mühen fruchtlos geblieben war, gefälscht, unterschlagen, gestohlen; für sie will er in Schmach kriechen, den trotzigem Stolz köpfen, der schlechteste Knecht auf dem Hofe des Vaters sein. „Mache mich zu einem Deiner Tagelöhner“, lautet bei Lukas der Satz. Eins nur will dieser Verlorene Sohn nicht: Buße thun; sich in die Sünderecke setzen; vor den Richtstuhl der Menschen gehen und sich von roher Büttelsfaust fetten lassen. Das aber fordert der Vater. Dessen Waidmannsnase hat schon vor der Beichte gerochen, daß nicht nur ein vom Hunger Geschwächter, von allen Nöthen Verzweifelter, sondern ein Verbrecher vor ihm steht; und mit Ehrlosen hat der saubere Großbauer keine Gemeinschaft. Die sollen ihr Kreuz auf sich nehmen, unter Qualen die Schuld abbüßen und erst wiederkommen, wenn sie von den Sündenmalen gereinigt sind. Oder wäre jetzt neue Ordnung, daß Einer, um den die Mutter sich ins Grab gegrämt hat und der Vater zum Greis geworden ist, der die Braut wellen ließ und das Vertrauen des Nächsten bestahl, nur zu sagen braucht, Alles sei Jünglingssthorheit gewesen, und dann ungestraft wieder schnell aus der vollen Schüssel mitschmaufen darf? Nein. Jahre lang mußte der Alternde stumm leiden, neben der hinkammernden Frau in schlaflosen Nächten sein Herz härten, um weiterleben zu können. Nun ward es hart, klopft es nur unter einer dicken, erkalteten Grollkruste noch für den Landstreicher, der da um Brot und Daunenbett winkelt. Die Thräne eines Reuigen würde die Kruste schmelzen; aber der höhere, fahle Bursche da fühlt keine Reue, keinen Ekel an seinem Thun, meint, er habe nur in der Noth drangvollen Lebens nach den Waffen gegriffen, die Fortunas verzärtelte Brut hochmüthig ächtet, fühlt nicht einmal die Last der Verantwortlichkeit. Nein. Der Vater ist in gutem Christenrecht, wenn er vor dem flehenden Blick des Sohnes, dem er nicht eine trockene Rinde

gewährt, über dampfenden Näpfen die Hände zum Gebet faltet. Die Schuldlosen, Mutter und Kind, mögen bleiben; der unbußfertige Sünder läge noch im dürrn Stroh der Scheune zu weich. Die Hunde, die der Alte loskoppeln läßt, damit sie den Dieb halten, bis der Gendarme herbeigeholt ist, wittern in dem zerklümpen Strolch den Sohn des Hauses und lecken dem Verlorenen, Wiedergefundenen zärtlich Wange und Hand. Der Vater bleibt ungerührt. Vor dem Mann in zerrissenen Schuhen ziehen die Knechte ehrerbietig den Hut; sie wollen lieber das Brot verlieren als gegen Diesen Häsherdienst leisten. Der ihn zeugte, schickt ihm Flüche nach. So schreitet der Verlorene Sohn hinaus, durch eine Hecke mitleidiger Herzen, schreitet er, vom Vater verwünscht, in die Nacht hinein, in den Sturm, ins Herbstelend der Heimathlosen.

Er ist kein Karl Moor, findet auch jetzt noch nicht, daß ihm „Etwas übrig bleibt, womit er die beleidigten Geseze versöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann“. Er will nicht im Gefängniß schimmeln; hebt die Stirn und fragt lachend, fast stolz, ob die Satten ihn etwa steinigen möchten, weil er neben vollen Tischen mit Weib und Kind nicht verhungern wollte. Auf die Landstraße geht er, zu den Kunden von der Walze, und wird sich einst, wenn zur Sommerszeit seine Stunde schlägt, gemächlich ins lange Wiesengras strecken, im Winter sich zu letzter Raft in die Schneedecke wühlen. Frei leben will er, frei sterben; frei auch von der liebsten Pflicht. Denn in der engen Ordnung des Vaterhauses hat die kurze Zeitspanne ihn erkennen gelehrt, daß es Pflichten giebt, die mit herrischem Gebot auch den kargen Freudenrest noch abfordern. Freien Willens trennt er sich, wider ihr leidenschaftliches Verlangen, von der Frau, die ihm Alles war, Sporn und Zügel, Wärme und Licht, Seligkeit und Verhängniß; läßt die Entkräftete mit dem kaum noch röchelnden Kleinen im behaglichen Heim: auch sie stürbe ihm ja auf der Straße. Das ist seine Buße; die schwerste, die er sich aufbürden kann. Und der schlechte Vater sieht ihn als reulos übermüthigen Sünder.

Der schlechte Vater? Dieser ist doch nicht ein von Hegel und Hebbel mit Salpetersäure getaufter Tischlermeister Anton, dessen griesgrämliche Kleinbürgerdialektik, dessen lichterloh an jedem Quarkhäuslein aufblackernder Zähzorn das Haus den Kindern zur Hölle macht und der mit Zgelstacheln jede zärtliche Regung von sich stößt. Mit dem reichen bayerischen Hofbesitzer ließe sich leben. Nicht zu streng, den Aermsten gerecht, ein guter, barmherziger Herr, den die Ragd, ohne zu zittern, frech angrinst; und am Herd zu lustigen Schnurren gestimmt. Seinem Kind gönnt er das Beste: fröhlichen Sinn, Wohlstand, das ganze Venzglück sorgenloser Jugend. Nur soll es hübsch auf

dem Weg bleiben, den Vater und Ahn ihm gebahnt haben; auch wenn es heranwächst, in die Zwanziger, an die Dreißiger kommt. Fromm sein nach alter Art, ein strammer Rekrut und Befreiter des Kriegsherrn im Himmel. Für alles Thun und Unterlassen sich einem ewigen Richter und vielen irdischen Justitiarien verantwortlich fühlen, deren höchster auf dem Familienthröndchen mit unbefränkter Patriarchatsgewalt über die Hausgenossenschaft herrscht. Um keines Schrittes Breite über den abgezirkelten Kreis angeborener und anerzogener Pflichten hinausdrängen. Und — das Wichtigste — nicht etwa wähen, es könne, so lange der Vater athmet, eigenem Lebensgesetz gehorchen. So wills die Ordnung; und nur zum Besten des Kindes heischt es der Erfahrene. Bequemlichkeit, die sich nicht erst mühsam in einer fremden Psyche zurechttaffen mag? Eitelkeit, die sich im eigenen Werth spiegelt, ihn, bis aufs Härchen und Wörzchen, im Nachwuchs wiederholt sehen möchte? Schöpferfucht, die den Erdkloß, die Rippe mit ihrem Hauch färben, befeelen will? Von Alledem nichts; nur zum Besten des Kindes geschieht es. Hunderttausend Väter denken so; denken und handeln. Wissen genau, was gut und was böse ist, was Jedem nützen und schaden muß. Sind ganz sicher, daß ihr Leitseil auf den Gipfel des Glückes fährt, ihr Richtschnürchen den Behutsamen an allen scharfen Kanten ungefährdet vorübergängelt. Persönlichkeit? Unsinn. „Ich kenne die Welt. Ich habe leidend erfahren, was unter dem wechselnden Mond immer ziemt und frommt. Wir sind nicht zum Vergnügen geboren, dürfen unjeren Trieben nicht folgen. Und übrigens bin ich nun einmal so, habe mich für Dich abgeschunden und jetzt weder Zeit noch Lust, mich auf meine alten Tage zu ändern; und das ehrwürdigste Naturgesetz verpflichtet das Kind zum Gehorjam. Kann Dich ein Anderer denn besser lieben als ich?“ Hunderttausend junge Herzen bluten täglich diesem Wahn. „Weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört.“ Heute noch, lange nach Garves Warnung: „Der Mensch ist nicht ein Thon, den der Erzieher nach seinem Gefallen modeln kann, sondern eine Pflanze, die ihre besondere Natur und Gestalt mitbringt“; lange auch schon nach dem tiefbedeutigen Worte des Dichters, der im lichten Festkleid des Parzenpropheten die Eltern ermahnte, das Land ihrer Kinder zu lieben. Solche Liebe ist schwer; viel leichter, die theure Frucht ans Spalier zu binden und sie, nach unerforschlichem Rathschluß, zu nässen, zu wärmen. Reißt ein wilder Schöthling sich los: Weh über ihn! Nur keine Schwäche dann zeigen; hart sein, wie Lucius Brutus war, auch wenns nicht um den Staat, nur um Land und Getändel geht. „Wie durstest Du Dich so weit vergessen, da Du doch mein Fleisch und Blut bist? Nach Genüssen

langen, die ich Dir verbot? Aus meinem Samen bist Du und hast also meine Gedanken zu denken, meinen Willen zu wollen.“ Diese Väter werden von den Nachbarn bewundert. Sie thun so viel für ihr Kind; thun wirklich Alles, was zu thun ihnen kein Opfer ist. Und öffnen dem Verlorenen Sohn selbst die Arme, wenn er lange genug die Schweine gehütet, im Kerker gefessen hat und wachweich heimkommt, um sich spät noch einmal in die rechte, der Altväterfittigenügende Form kneten zu lassen. Ihr leztes Hemd gäben sie her, wenns dem Kind nur recht eng säße. Ist's nicht undankbar, sie schlechte Väter zu schelten?

Herr Schmidt schilt den Namenlosen nicht, den er „den alten Vater“ nennt; giebt ihm für jedes nicht sehr hellhörige Ohr sogar immer Recht. Der Alte will das Beste des Jungen, hat stets sein Bestes gewollt. Was ihm eben für diesen, für jeden reichen Knaben das Beste schien. Wäre Hans folgsam geblieben, dann sähe er lebend jetzt sein Weib nicht als Witwe Eines, der an den Thüren bettelt und dem morgen vielleicht der Staub der Landstraße das Leichentuch webt. Dann sähe er als guter Haussohn am warmen Ofen oder drückte dem König Soldaten und Großpapa könnte das fett gepöppelte Kind einer Herrentochter auf seinem Knie schaukeln. Doch Hans wollte nicht müßig bleiben noch thun, was ihm gegen die Wesensart ging, nicht den geschäftig faulenzenden Kronprinzen spielen, willenloser Handlanger eines Unmächtigen sein und mit dem Erleben, dem Erproben frischen Wagemuthes warten, bis der Alte die Augen schloß. Selbst wollte er sich sein Schicksal schmieden; und obendrein noch ein wildes Mädchen umarmen, das ihm nichts in die Ehe bringt als Wissensdurst und ein ungefühltes, lechzendes Herz. So kam Alles denn, wie es kommen mußte. Der alte Vater hatte Recht gehabt und bis ans schlimme Ende stets Recht behalten. Und doch klingt dieses Gedicht vom Verlorenen Sohn wie das Dysangelium vom schlechten Vater.

Wir sind weit von Lukas, dem Malerpatron; weit auch schon vom Räuber Moor. Der beugt sich vor der „unverlegbaren Majestät der Ordnung“, bringt selbst sich der „Harmonie der Welt“ als Sühnopfer dar. So moralisch endet das Rebellen-drama, auf dessen Titelblatt ein grimmer Teu in tirannos die Lage hob. „Der Verirrte tritt wieder in das Gleis der Geseze“, sagt Schiller, der Zweilundzwanzigjährige, in der Vorrede und verspricht seiner „Schrift einen Platz unter den moralischen Büchern“. Der bürgerliche Held des späteren Dichters beugt sich nicht, unterwirft sich nicht; er hat den Klopstock nicht gelesen, sich nie einen reuig heulenden Abadonna genannt, Christendemuth niemals gelernt. Singend und lachend geht er aus dem Vaterhaus, wo er in einer Stunde gelitten hat, was ein Menschenherz

zu leiden vermag; schreitet erhobenen Hauptes in den Schnee, den Hut fest auf dem linken Ohr, in der Faust einen derben Stecken: ein rechter Wanderburisch. „Hinter mir im Stroh liegt Alles, was mein war; ich wende den Kopf nicht danach“. Hinter ihm liegt die Jugend. Doch nicht als ein Schuldiger flieht er. Was er that, mußte er thun. Und wer wagt, den Stein auf ihn zu werfen? Der eigent Vater; nur er. Die verlassene Braut will ihm folgen, schmückt ihm den schäbigen Felz mit Rosen und bleibt nur, weil er ihrem jungfräulichen Muttergemüth sein schwaches Weibchen befehlt. Die Knechte grüßen ihn mit entblößtem Haupt, die Hunde mit Schwanz, Pfoten und Zunge. Mit ihm, für ihn ist jede Kreatur, die natürlich fühlt; gegen ihn nur das züchtige, behaglich schmagende Philistertum mit den verkrüppelten Trieben. Auch dieses Werk könnte das Motto tragen: In tyrannos. Fünf Vierteljahrhunderte sind eine lange Zeit. Neue Tyrannen sind aufgefunden; ungekrönte, nicht ungefährlichere. Und immer noch leben Poeten, die an die Freiheit glauben; nicht mehr an eine im Glorienschein, die „Kolosse und Extremitäten ausbrütet“: ganz schlicht und bescheiden, ohne anthropolatrischen Wahn, an eine friedliche, Jedem individuell begrenzte Freiheit, in deren hellem Licht das Geschöpf der Gattung zur Persönlichkeit reifen kann.

Auch der Schöpfer dieses Weltwinkels ist frei; von der leidigen Sucht, ein Hochmoderner zu scheinen, und von dem Gedenkhang, in aller Herren Ländern gut eingeführte Muster zu suchen. Schiller selbst brachte aus der Solitude Erinnerungen an Rousseau und Götter, Fielding und Schubart, Milton und Klopstock mit; und lange noch gährt fremdes Blut in den Adern des Schwabenjünglings. Herr Schmidt aus Bonn dichtet sein Probestück, als hätte vor ihm kein Drama gelebt und er müßte, en plein air, diese Kunstform erst schaffen; als käme er stracks aus dem verriegelten Zauberberg und wüßte nichts von dem Gerede der Naturalisten und Symbolisten. Nur ein Bißchen Romantik scheint er zu kennen; und manchmal ist's, als sei von Eichendorffs losem Sang und Gorkijs unfrommer Inbrunst ein verwehter Klang durchs Ohr ihm in die Seele gedrungen. Das sind die schlechten Stellen. Auf der Leiter literarischer Erinnerung klettert er nicht hoch. Bleibt er auf seinen Beinen und seinem Boden, dann ist sein Gedicht oft frisch und herrlich wie die Schöpfung am ersten Tag. Er hat nicht Schillers Tage, noch nicht die Kraft, dem Sehnen einer ganzen Zeit, ihrer Qual und Hoffnung die Zunge zu lösen; aber Schillers Muth zur Uebertreibung, zum Flug auf Gipfel, die, Hebbel sagt es uns, kein Schleicher erreicht. Seine Menschen leben; ohne rechte Hintergründe und doch so, daß man ihr Werden ahnt, ihr Vergehen klar vor sich sieht. Er

schämt sich nicht, wider die Moderegel wie der dümmste Knabe zu schwärmen. Er hört das herbstliche Schweigen, sieht die Wehen und das Wochenstuhengeflüster lenzlicher Natur, wie der ludwigsburger Lateinschüler es niemals gelernt hat. Seine Felder dampfen; und die Streu, auf die er sein friedloses Paar bettet, wurde nicht hinter bemalter Leinwand ausgeschüttet. Noch in dem wüsten letzten Akt, aus dem ungeduldige Hast allerlei lästige Unkräutlein zu jäten vergaß, wagt er, was nur ein Starcker wagen darf: und sein Wagen gewinnt. Und hat von allen bestallten Magistern keiner bemerkt, wie man das Kind, das totfranke Mäzchen, dem nur drei Wörter eingedrillt sind, in jeder Minute athmen, kindisch fürchten und im Fiebertraum hoffen hört? Das gelingt keinem artigen Talent. . . Die Landstraßenpoesie ist billige Viteratur; ein Spielmann ohne die Sonne, die bei Mistral, ohne den großen Welthumor, der bei Anzengruber solche Chorführer bestrahlt. Mutter Landstraße könnte ganz fehlen. Der Jugend unseres Poeten aber ward sie zum Symbol, zur weiten, staubigen, steinigen Heimath der Inkorrekten, die sich nicht ins Maß gesellschaftlicher Wohlstandigkeit ducken, nicht von Staatsfriseursen mit dem engen Kamm der Bürgerfittte gestriegelt sein wollten.

Ein Grab ohne Blumen noch Grün. Dem Haufen hat das Lied nicht geschmeckt und drum kränzte er auch nicht den Sänger. Der wird sich, wenn er so stark ist, wie er an den besten Stellen seines Gedichtes schien, schnell getröstet und dem Rath seines weisen Bagabunden gehorcht haben: „Was kümmert Dich der Menschen Schein? Pfeif Du Dir eins und träum Dir was!“ Wer aus dem warmen Gehege schlüpft, muß sich auf Püffe gefaßt machen; Mutter söhnychen mögen am Ofen bleiben und Kespelchen braten. Vielleicht fühlt er so; vielleicht aber leideter unter dem Stoß, ist von der unsanften Berührung der Welt, der er singen wollte, auf lange gelähmt. Laut will ich, trotz der Gefahr rascher Enttäuschung, deshalb sagen, daß dieses schmucklose Grab mir eine Hoffnung umschließt. Die Hoffnung auf einen Dichter, der deutsch, rein und redlich ist, sich nicht als Aestheten aufpuzt, nicht schämt, den festen Handwerksmeistern zu gleichen, die uns, in Buonarottis, Dürers und Sahsens Tagen, Kunst schufen. Einen Tyrker, der das wägende Auge des Architekten hat, die Muskeln und den trozigen Muth, aus echtem Stein einen Dramenbau ohne Schnörkelstück aufzutürmen. Der sicher noch nicht Unsterblichkeit verdient, doch auch kein Habenichtsgrab unter Krüppelkiefen. In Freiheit möge er reifen; und lieber am Baum betteln als von schlechten Pflegevätern sich für die bourgeoise Weltordnung und deren profanische Kunst abrichten lassen. M. G.